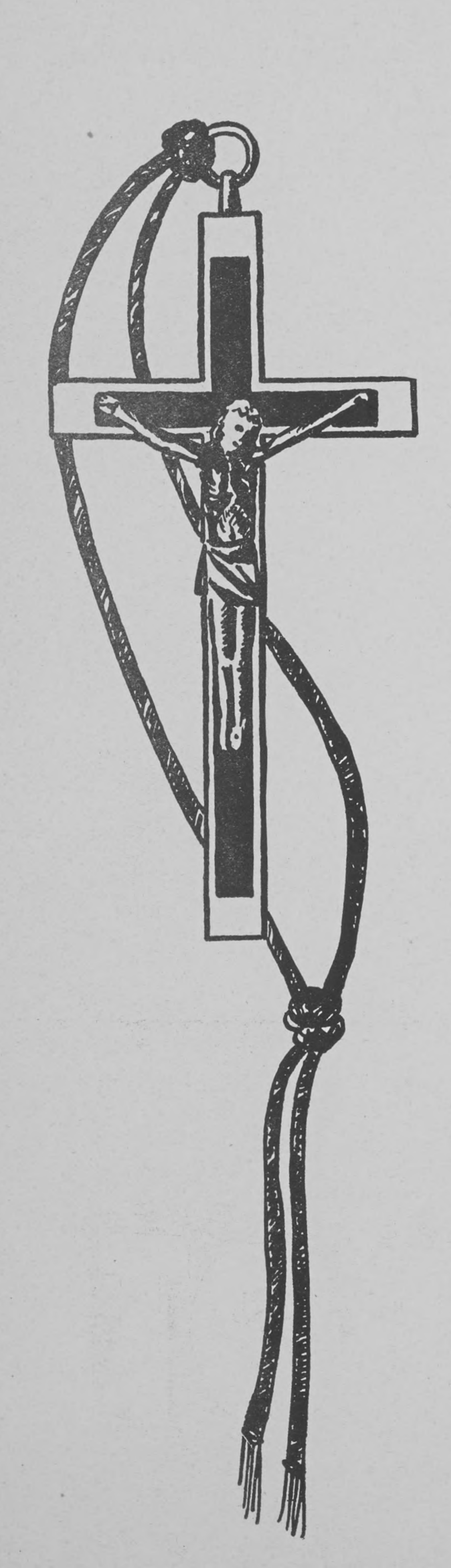
Juli-August
1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Die alljährlichen Priesterweihen und Ordensjuläen stellen das Leben und Treiben der Missionsvereine ins rechte Licht. Die Missionare sind die katholischen Streitkräfte in der Feuerlinie, dort wo tiefverwurzeltes Heidentum mit der Lehre Jesu Christi aufeinander stoßen. Die Kämpfer in der Angriffsfront müssen unterstützt werden. Von ihnen hängt es zum großen Teil ab, ob es vorwärts oder rückwärts geht. Darum ist die Heimatfront von ungeheurer Wichtigkeit. Sie muß den Kämpfern im Eroberungsgebiet den Rücken stärken; sie mit Waffen und Futter und allem Notwendigen versehen. Davon hängt ihr Kampfgeist ab und ihr Wille zum Durchhalten.

Das Hauptquartier der katholischen Missionskräfte ist in Rom. Sein Name ist die Cardinalcongregation für die Verbreitung des Glaubens. Sie ist eine der 10 Abteilungen in der Verwaltung der Kirche Gottes, die dem Hl. Vater in seiner großen Arbeit zur Seite stehen. Sie verteilt die Mitglieder der einzelnen Ordens- und Genossenschaften auf die Missionsgebiete der weiten Welt. Sucht auch die Mittel zu beschaffen für den Bau und Unterhalt der Missionsstationen; ihre Kapellen, Schulen und Caritasunternehmungen. Zu dem Zweck bedient sie sich der verschiedenen Missionsvereine. Der führende unter ihnen ist der Allgemeine Missionsverein, der von der seligen Pauline Jaricot in Lyons ins Leben gerufen wurde. Ein Zweigverein ist derMarianische der Oblatenpatres. Sie haben Missionsgebiete in der ganzen Welt. Die Bedürfnisse zu deren Entwicklung sind riesengroß. Durch deinen Beitritt hilfst du die Legionen verstärken, die ihre Missionsstreiter stützen und stärken in ihrem bitteren Ringen mit den Mächten der Hölle. Durch deine Geldbeiträge ermöglichst du ihnen die Anschaffung der Haus- und Kirchengeräte und all der Sachen, die sie zur Eroberung der Heidenwelt bedürfen. Stärkst ihnen den Mut zum Durchhalten in den Eiswüsten der Arktic, in den Tropen Afrikas und Indiens und auf den kriegsverherten Philippinen. Durch dein Gebet machst du die Verdienste des Kreuzestodes flüßig und hilfst sie in die Heidenseelen leiten, wo sie Wunder der sittlichen Umwandlung vollbringen.

Machet euch Freunde mit eurem Reichtum, sagt der Heiland, und wenn es mit euch (im Tode) zu Ende geht, werden sie euch in Prozession entgegen kommen und in die ewigen Wohnungen geleiten.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang — Juli – August 1951, North Battleford, Sask. — N. 10—11

Dies und Das

Der Monat Juli ist der Monat des kostbaren Blutes. In Kanada wird er besonders hoch gefeiert von den Schwestern desselben Namens, die für uns im Westen die Hostien backen, Meßgewänder nähen und für die innere Belebung der Streitenden Kirche ein Leben der Schweigsamkeit und des beständigen Gebetes führen. Ihre Stifterin, Mutter Aurelia († 1905), stammt aus St. Hyacinth in Quebec. Sie hat nicht die Wundmale gehabt; man sah sie oft wie gebadet in blutigem Schweiß, und rotfarbene Tropfen rollten ihr dabei von der Stirne und allen Gliedern.

Das zweite Buch Moses berichtet vom Auszug der Israeliten aus Ägypten; der Feier des Osterlammes; dem Bestreichen der Türpfosten mit dessen Blut. Der Anblick dieses Blutes hielt den Würgengel von den Israelitischen Erstgeborenen ferne. Den Ägyptern fügte er schreckliche Verluste zu unter Volk und Vieh. Das Geheimnis dahinter? Das Blut des Lammes deutete hin auf den Welterlöser und Seinen Sühnetod am Kreuz. Von Ihm erhielt es seine rettende Kraft, so wie das „T“ im 9. Kapitel des Propheten Ezechiel von dem Kreuzesbalken, den es versinnbildete. Jerusalem war wieder einmal durch seine Greueltaten der Rache Gottes verfallen. Wie immer, fanden sich aber inmitten der Götzendiener einige Gottesfreunde. Sie zu retten vom Todesengel, wurde dem Propheten befohlen, das „T“ ihnen auf die Stirn zu malen.

Priester sind die Diener des Kreuzes; die Verwalter und Ausspender des kostbaren Blutes. Bei Priesterweihen und Priesterjubiläen sammelt sich das dankbare Volk um die Diener des Altares. Priester- und Ordensjubilare könnten bei solchen Gelegenheiten allerhand erzählen. Könnten Erfahrungen und Erinnerungen niederschreiben wie Väter und Mütter am Jahrestag ihrer Elternweihe; von gemeinsam erlebten Freuden und Leiden; wie sie geschafft und sich geopfert; wie sie geduldet und ausgehalten. Schweiß und Tränen haben die Eheleute seelisch verschmolzen und immer fester an einander gekettet. Sie fühlen: sie sind mehr als mit einander verwandt; sie sind **Eins** vor Gott und in Gott, und das bis der Tod sie trennt. Es wird ihnen immer mehr zur seligen Gewißheit. Vorher aus einander laufen? Nie und nimmer mehr. Genau so fühlen die Priester- und Ordensjubilare.

Jahre der Arbeit und Hingabe haben sie so sehr

mit der Kirche, dem Orden, der Gemeinde verknüpft und verschmolzen, daß sie sich nie mehr davon trennen können. Man fragt sich bisweilen nach dem Erfolg der Priesterarbeit. Die Träger des Heiligen sind natürlich sehr verschieden in ihren Anlagen, Gaben und Neigungen. Es gibt Gelehrte unter ihnen; haarsplittrige Denker. Man trifft unter ihnen Schreiber und Redner; Baumeister und Unternehmer. Mit einem Wort, Kopfarbeiter und Handarbeiter. Die einen sitzen lieber in der Stube und lesen und schreiben und denken;die anderen wühlen lieber draußen umher. Es gibt unter ihnen auch Begabte und Unbegabte. Man fragt sich, welche Klasse vor Gott am meisten Gutes schafft.

Da kommen uns Beispiele aus der Kirchen- und Heiligen geschichte in den Sinn. Augustinus, Chrysostomus, Thomas und Bourdaloue. Thomas von Aquin prunkte mit seinem scharfen Verstand wie mit einer wundersamen Gottesgabe. Der hl. Pfarrer von Ars hatte kein Gedächtnis. Das Erlernen des Lateinischen, das Studium der Philosophie machte ihm große Schwierigkeiten. Die Sonntagspredigt mußte er in den ersten Jahren tagelang einüben und dabei blieb er manchmal stecken. Er sah, es war nicht sein Gebiet. Aber beten konnte er und Buße tun; darin, sah er, würde und konnte er etwas leisten. Es brauchte nur Willen und Hartköpfigkeit, und die hatte er als Bauernsohn. So warf er sich darauf und sie wurden für ihn die Lösung aller Aufgaben. Er ließ an seelsorglichem Erfolg alle Genies weit hinter sich zurück. Welch herrliche Kenntnis der Geheimnisse Gottes! Welche Meisterung verwickelter Fälle im Beichtstuhl! Und welche Gewalt über Kranke und Sünder! Die Liebe Gottes war sein Geheimnis.

Auf der Prärie gibt es ähnliche Fälle. Männer im Priesterrock, nicht so gewandt im Reden oder in Handhabung der Sprachen. Aber Beter sind sie, still und beharrlich. Und das ist ihr Erfolg auf die Dauer, vor Gott und den Menschen.

Wallfahrten Der Hochsommer sammelt die Gläubigen allerorts an den Wallfahrtsplätzen. Es ist ein geflügeltes Wort: Wer viel wallfahrtet, wird selten heilig. Das stimmt natürlich dort, wo man sich zu sehr auf Äußerlichkeiten konzentriert. Deshalb soll man jenen bitteren Spruch nicht zu hartnäckig verteidigen. Es hängt eben alles ab vom treibenden Motiv (Beweggrund). Pilgerfahten sind wie das Gebet oder die Werke der Barmherzigkeit eine Ausdrucksform der Gottesliebe und ein Mittel zu ihrer Belebung. Sie stehen mit einem Wort im Dienst des ersten und größten Gebotes: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben. . . . Sollst Ihm deine Liebe zeigen. Sollst ein Leben der Liebe führen und ständig in ihr wachsen. Wer aber wollte leugnen, daß Pilgerfahrten so aufgefaßt, mit all ihrem Drum und Dran, im Leben der Christenmenschen eine mächtige Rolle spielen? Reisen ins Hl. Land, an die Gräber der Apostel oder an die Wunderschreine der Himmelskönigin vermitteln oft große Gnaden. Mächtige Antriebe werden hier empfangen zu einem besseren und heiligeren Leben.

Am 15. August in diesem Jahre wird zum ersten mal die neue Messe gebraucht von der Aufnahme der allerseligsten Jungfrau in den Himmel. Der Introitus, der bei jedem Fest den Ton angibt, reißt vor uns die Tore des Himmels auf und läßt uns die Mutter Christi in ihrer Jenseitsherrlichkeit schauen: Ich sah eine Frau mit der Sonne bekleidet, auf ihrem Haupt das 12-Sternendiadem; den Mond (das Bild alles Vergänglichen) unter ihren Füßen. Die Epistel feiert das Heldisch-Starke an der Mutter des Herrn im Bilde der alttestamentlichen Judith, die die Vernichtungspläne des Holofernes gegen das Judenvolk für immer zu Schanden machte. Im Evangelium jubelt die Heilandsmutter ihr Magnificat: Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott meinem Erlöser. Denn Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter; denn Großes hat an mir getan der mächtig und dessen Name heilig ist. . . Dieser Jubel hält an durch die ganze Opferhandlung hindurch, um im Kommunionvers erneut hervorzubrechen: Ich will Feindschaft setzen zwischen ihr und dem Satan; sie wird ihm den Kopf zertreten.

Das neue Meßformular birgt mächtige Gedanken und ist meisterlich schön zusammen gestellt.

P. J. S.

P. Peter Bieler, O.M.J.

Fuenfzig Jahre im Oblatenorden



Pater Bieler, O.M.J.

P. Joseph Schneider, O.M.J.

Diesen Monat haben wir wieder einen Goldjubilar und echten Pionierpriester vorzustellen in der Person des hochw. Paters Peter Bieler, O.M.J. . Nichts Besonderes ist aus dem halben Jahrhundert seiner Ordenszugehörigkeit zu berichten als stilles Aushalten, Durchhalten und „Maul-Halten", wie die Soldaten des ersten Krieges es drastisch auszudrücken pflegten. Oder wie der berühmte Krieger von Pompeji in Italien es auszurufen scheint: Hier steh ich und hier sterbe ich! Er hatte den Wachtposten der Garnison inne, als im Jahre 79 nach Christus der Vesuv seine feurige Asche auf die umherliegende Landschaft ausspuckte. Es machte ihm nichts aus; er erstickte langsam und verkohlte auf seinem Posten wie so manche andere auf der Flucht. Und so stand er noch da, als man vor einigen Jahrzehnten die verschütteten Städte auszugraben begann, ein Bild eiserner Pflichterfüllung und heroischer Hingabe an den Beruf.

Unser Held stammt aus dem Siebengebirge im fröhlichen Rheinland. Musik und Gesang strömt herab von allen Höhen und aus allen Weinbergen, wenn man dort des Sonntags spazieren geht. Diese sonnige Fröhlichkeit hat sich unser Jubilar bis auf den heutigen Tag bewahrt. Sie macht sich bei ihm kund in einer auffallenden Gastfreundschaft; all seine Mitbrüder können davon erzählen. Man kann bei ihm unerwartet durch die Türe fallen, bei Tag oder Nacht; man braucht sich nicht zu entschuldigen, man ist immer willkommen. Und die Freude des Wiedersehens wird jedesmal mit einem Tropfen goldenen Weines besiegelt.

Er hat als guter Hirt gearbeitet unter den Deutsch-Amerikanern in Springlake, Alta.; bei unsern Rußlanddeutschen in der Rosenkranzgemeinde bei Reward, Sask.; in Denzil, Leipzig, Scott und Wilkie; in Allan, Prelate und Primate. überall merkt man noch heute die Spuren seines Bauens und Verbesserns, draußen und drinnen. Drinnen, im Heiligtum des Gotteshauses, hat er gesorgt für würdige Gewänder, und Statuen. In den Kinderseelen wirkte er durch reges und eifriges Lehren des Katechismus; keine Mühe war ihm hier zu groß und nie vertraute er diese wichtige Arbeit einem anderen an. In den Herzen aller aber, von Groß und Klein, sorgte er für dauernden Aufbau des Glaubens und der Liebe durch regelmäßige Missionen. Gelegentliche Hilfe von Besuchspriestern fand bei ihm stets die freudigste Annahme.

Seine ersten Gelübde hat er abgelegt im Jahre 1901. Ein Jahr später hat er sich für immer dem Orden der Unbefleckten Jungfrau vermählt. 1905 ist er nach Kanada gekommen und hat seitdem ununterbrochen wahre Pionierarbeit geleistet. Hat er damit gerechnet, daß er sein Goldjubiläum erreichen würde? Vor wenigen Jahren wurde diese Hoffnung schwer in Frage gezogen. Beim Kirchenbau in Prelate ist er einmal schwer gestürzt und die Folgen davon machten im Laufe der Jahre einen ernsten ärztlichen Eingriff nötig. Fürchterliche Schmerzen drängten ihn auf den Weg nach Rochester in den Staaten; er kam aber nur bis Winnipeg. Damals hat er wohl seine Rechnung mit dem Himmel gemacht. Aber er hat alles glücklich überstanden, und auf Mariä Himmelfahrt kann er nun sein Jubiläum feiern. Wir freuen uns und danken mit ihm.



Unsere Liebe Frau von Cap

Vom Schriftleiter

Maria zu lieben ist eigentlich nicht schwer. Wir brauchen Gottes Hilfe, um fromm und heilig zu werden, wie Maria fromm und heilig ist. Aber, ist uns diese Hilfe nicht gegeben? Maria selbst kommt zu uns, um uns zu sagen, daß Gottes Hilfe da ist. Sie selbst bietet sich uns an, uns Verzeihung aller alten Sünden zu erlangen, und dazu noch die Gnade der wahren Frömmigkeit und der tiefsten Gottesfreundschaft.

Maria kam persönlich nach Lourdes, sie erschien in La Salette, sie zeigte sich in Fatima, und in Cap de la Madeleine, dem Nationalheiligtum der Gottesmutter in Canada, bewies sie durch die vielen Wunder, die dort durch ihre Fürsprache geschahen, wie sehr sie uns diese Gottesfreundschaft vermitteln möchte.

Nun reist die Gnadenstatue Unserer Lieben Frau von Cap in Canada umher. Jedem Menschen, katholisch oder nicht katholisch, möchte sie die Macht ihrer Heiligkeit und ihrer Mutterliebe ganz persönlich zeigen. Jeder hat Gelegenheit, Maria kennen zu lernen, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen, nach ihrem Beispiel echtes Christentum in seine Seele zu pflanzen.

Und Marias Leben nachzuahmen ist doch so einfach.

Maria war eine ganz gewöhnliche Hausfrau. Wie all die Millionen anderer Hausfrauen. Sie tat ganz gewöhnliche Arbeit. Wer in der Welt hatte sie gekannt? Die Nachbarsweiber, die Verwandten, und vielleicht ein paar Freunde der Nachbarsortschaften. Wenn man sie auf der Straße sah, schauten sich die Leute nicht nach ihr um. Denn sie war unberühmt wie jede andere Hausfrau es ist. Sie schrieb keine Bücher, sie wirkte keine Wunder, sie trug nicht einmal die Wundmale des Heilandes an ihren Händen und Füßen. Nichts, aber wirklich nichts Außergewöhnliches konnte man ihr absehen.

Das Außergewöhnliche war in ihrer Seele. Sie war der einzige Mensch, für den Jesus nicht am Kreuze zu büßen und zu sterben brauchte. Sie war der einzige Mensch, der nicht einmal getauft zu werden brauchte, um von der Erbschuld frei zu werden. Denn weder Erbsünde noch persönliche Sünde war an ihr. Ganz rein war sie und unbefleckt. Und wo bei uns die Nacht der Sünde herrscht, da war sie erfüllt von der Fülle der Gnade. Von der Fülle heiligster Gottesliebe.

Frei war sie von aller Sünde. Von einer Sache hat der Dreieinige Gott Maria nicht befreit: Vom Leid'. Wie jeder andere von uns, so mußte auch sie ihr Kreuz auf sich nehmen, und dem Heiland nachfolgen.

Sie trug das Kreuz der Sieben Schmerzen. Das Kreuz allergrößter Sorgen und Ängste. Ihre Seele war durchdrungen von einem Schwert der Schmerzen.

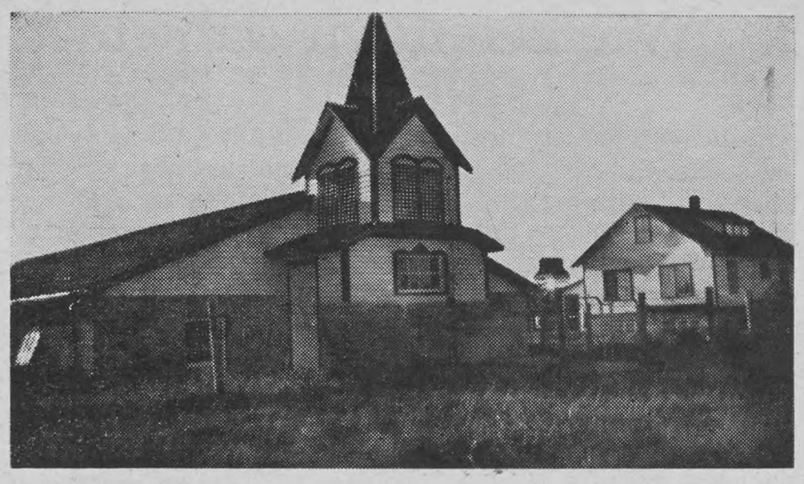
Ähnlich ist sie uns an Arbeit, an Sorge und an Schmerz. Sie trug diese Dinge jedoch im Geiste der Unterwerfung unter Gottes Ratschluß. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinen Worten.“

Dieses sollte und muß auch unser Lebensprogramm werden. Unterwerfung unter den heiligen Willen Gottes, immer und überall ganz Diener Gottes sein, jede Arbeit, selbst die allerniedrigste, jede Armut, selbst die allerhärteste aus Liebe zu Gott, ja selbst dankend tragen, ist das Allererste, was wir der heiligen Jungfrau absehen sollen.

Was haben wir sonst im Leben als Gott und Maria? Wer könnte es uns schöner machen als Gott

MUTTER

Von Antonius Franz



Pfarrkirche und Pfarrhaus von Primate

Es gab einmal eine Zeit, da die Mütter noch wußten, daß sie Priesterinnen ihrer Häuslichkeit waren. Da hing über dem Tische noch weisend und geachtet das Kreuz mit dem schmerzhaften und doch so gütigen Gott. Da sprachen die Mütter das Morgen- und Nachtgebet.

Es gab einmal eine Zeit, da die Mütter in heiligem Schauer ihre Kinder geboren haben. Da beteten sie ernst und feierlich im Herzen das mütterlichste Gelöbnis, ihr Kind für Gott zu erziehen. Da zeichneten sie ihm auf Hände, Füße, Augen, Ohren und Mund das Kreuz, daß es geschützt sei im Kampf.

Es gab einmal eine Zeit, da das Heim den Müttern ein Heiligtum war, darin Glaube, Liebe und Friede herrschten. Da sahen sie ihre Aufgabe als Altardienst für die Familie an. Da baten sie morgens, daß Gott ihre Arbeit segne, daß sie den Tag würdig als Mütter beendeten.

Es gab einmal eine Zeit, da die Dämmerstunde den Müttern gottdurchweht war. Da sprachen sie zu ihren Kindern von Gott. Da ließen sie den Heiland durch die stille Stube gehen und alles, alles segnen. Da gingen sie des Nachts mit gütiger Hand über den Scheitel ihrer Kinder.

Es gab einmal eine Zeit, da waren die Mütter ihren Männern ganz Frau und Mutter zugleich, da opferten sie gehorsam, aber doch königlich gern ihre Liebe und ihr Wirken. Da war ihre ganze Welt das Heim, von dem sie alle Unbilden fernhielten. Da waren sie den Männern Zuflucht und Hort.

Es gab einmal eine Zeit, da wurden die Menschen für einen Augenblick still, wenn eine Mutter starb. Das war wie das stille Verglimmen eines Abendrotleuchtens. Das war wie das leise Ausklingen einer Messeschelle. Da legten sich die Hände der Kinder ineinander, und sie beteten wie zu einer Heiligen.

Es gab einmal eine Zeit, da trugen die Kinder das Bild ihrer Mutter bis an ihr eigenes Ende im Herzen. Da tröstete und stärkte sie der Mutter Andenken. Da ging von dem Gedenken an die Mutter eine Kraft aus, als stehe sie wieder helfend und opfernd wie in Kindertagen ihnen zur Seite. Das war, weil Mütterlichkeit ihr ganzes Walten war.

---

und Maria? überhören wir Marias Einladung nicht! Nehmen wir unser Christentum ernst.

Wohl ist es wahr, wir sind schwach, und der Versuchungen sind viele. Wer ist aber doch wohl stärker, Maria oder die Versuchungen? Wollten wir nur rechte Zuflucht zu ihr nehmen! Dazu zeigt sie sich ja den Menschen, und darum wird die Gnadenstatue Unserer Lieben Frau von Cap im ganzen Lande herumgefahren, auf daß wir hören ihre einladende Stimme, und mit beiden Händen greifen nach ihrer wundersamen Mutterhilfe.

Unsere gute Mutter Maria hilft jedem, der zu ihr Zuflucht nimmt. Wir haben jetzt hier bei uns den Familienrosenkranz eingeführt. Bleiben wir diesem Gebete treu. Dann wird Maria auch uns treu bleiben.

Unsere Liebe Frau von Cap — bitte für uns!

Wie beten wir daheim?

Man muß sich ab und zu einmal von Andersgläubigen die Wahrheit sagen lassen. Sonst spürt man sie nicht; und wenn doch — dann läßt man sie vor sich selbst nicht gelten. Mir hat einmal einer die Wahrheit gesagt, die ich sobald nicht wieder vergessen werde. Und leider kann ich sie auch nicht abstreiten. Er sei schon manchmal dran gewesen, für den katholischen Glauben warm zu werden; wenn er aber dann sehe, wie so manche Katholiken sich beim Gebet in und außer der Kirche aufführen, dann vergehe ihm regelmäßig die Lust dazu. Hand aufs Herz: Wenn wir draußen stünden und nach unserer eigenen Gebetshaltung die Kirche beurteilen müßten — wie fiele das Urteil aus?

Nun komme mir nur nicht mit der Ausrede: „Aber in meinem Kämmerlein oder bei uns daheim — da sieht und kritisiert ja keiner!" Du spürst ja selber schon die Lüge, bevor du sie ganz ausgesprochen hast! Deshalb sagen wir's gerade heraus und ehrlich vor uns selber: Wir müssen unsere Gebetshaltung, das **Wie** unseres Gebetes, einmal wieder überprüfen und wie man in der Technik sagt, „überholen." Was du in deinem Kämmerlein dazu tust, interessiert mich jetzt nicht; wohl aber, was dein Familiengebet verlangt!

Erste Grundforderung: Das Gebet muß wahr sein! Sonst kann es nicht gut sein. Wir dürfen unserem Herrgott nichts vorplappern, was nicht überlegt ist. Gewiß: man kann nicht bei jedem Wort den Inhalt überdenken. Und muß auch nicht (wenn man nicht gerade eine Betrachtung machen will über das Gebet). Aber man sollte eben doch einigermaßen wissen, was man betet. Auch das Kind! Wer kennt nicht die vielen Anekdoten von unverstandenen Kindergebeten? Sie sind ja harmlos und liebenswürdig, eben weil sie Kinderanekdoten sind. „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft und 10 Pfennig vom Heiligen Geist. Ich habe als Abcschütze einmal freudestrahlend das Gebet aus der Schule mit nach Hause gebracht: „Engel Gottes, mein Beschützer, dirgenigudigiede . . ." Meine Mutter hat mir später oft erzählt, wie sie über dieses neue „schöne" Gebet gestaunt habe. Es mag ihr keine leichte Sache gewesen sein,

---

„Wir müssen zu Gott beten — ohne Forderung."

---

mir das Kauderwelsch, auf das ich so stolz war, in richtiges Deutsch und in richtiges Verständnis zu übersetzen. Und doch müssen in Gottes Namen Vater und Mutter sich dazu bequemen, dem kindlichen Verständnis Rechnung zu tragen und entweder das Kind seine eigenen Gebete in das Familiengebet hineinflechten lassen, oder gemeinsam auch solche Gebete zu beten, die das Kind kapiert. Oder — und das wird wohl das allerbeste sein — beides zu tun! Auch das Kind soll Gebete haben, die seinen Anlagen und seinem Bedürfnis entsprechen. Lisbeth Burger hat in ihrem schon genannten Büchlein „Mutter, lehre mich beten" viel feines Material dafür. Und wenn eine Mutter oder ein Vater ein bißchen gewandt sind und die Sache ernst nehmen, können sie auch selber ein Gebetlein fabrizieren. Natürlich keine Kinderei und kein Puppenspielen mit dem Heiligen (wie man es leider auf manchen Bildern sehen kann), sondern ein ernstes, würdiges, kindliches Gebet. Wenn das gescheit gemacht wird, möchte ich beinahe glauben, daß so ein freies Gebet dem Kind noch einen viel tieferen Begriff für den Sinn des Betens überhaupt gibt, als ein Gebetsformular, das am Anfang doch nicht verstanden wird. Probieren!

Und die Großen? Auch die müssen wahrhaft sein im Beten! Es gibt Fälle, wo sie's von selber sind. Wenn ein großes Leid uns überkommt, das die Seele im Grunde aufwühlt, dann — lehrt die Not richtig beten. Da wird's wahr und ehrlich! Die Freude und die Dankbarkeit lehren das schon weniger — leider! Und die großen, allgemeinen Anliegen des Gottesreiches auf Erden noch weniger — leider! Aber das alles muß doch auch im Familiengebet zum Zuge kommen! Man muß doch auch mit Verstand und von Herzen um Dinge beten können, die einem nicht rein unmittelbar und rein natürlich auf die Seele brennen. Das Familiengebet muß in allem wahr sein. Das kann man auch mit dem Vaterunser erreichen (wenn es nicht gerade in endlosen Reihen heruntergebetet wird!), das kann man mit dem Rosenkranzgesetzlein und mit dem Kirchenlied, aber immer nur dann, wenn die Betenden sich dabei bewußt sind, daß sie jetzt unserem Hergott etwas sagen wollen. Etwas, das aus dem Herzen kommt, weil es ihnen eben am Herzen liegt.

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Kriegsspuren

Man findet sie überall, wo immer man heute in Europa umherwandert. Schon zwischen Neapel und Rom dampfte unser Zug an einem ausgedehnten „Wagenfriedhof“ vorbei. Tote Geleise, meilenlang bedeckt mit zertrümmerten Eisenbahnwagen, offenbar von Flugzeugen in Brand geschossen und zerstört.

In Deutschland schienen diese Ansammlungen nicht so groß und weit, dafür aber um so zahlreicher. Immer wieder entdeckt man lange Reihen ausgeschiedener Fracht- und Personenwagen. Ausgebrannte Stahlgerippe, von denen nichts mehr als die Räder zu gebrauchen ist. Alles andere an ihnen ist unförmlich zerstampft und vom Feuer verwüstet. Die Lokomotiven, sonst Urbilder von technischer Schönheit und Leistungskraft, stehen da wie hilflos; in all ihren Teilen von Kugeln durchsiebt; die Fenster zersplittert; die Rauchschlote umgestülpt und in Fetzen geschossen; ihre ganze Struktur über und über verrostet. „Wenn die erzählen könnten“, dachte ich mir.

Wie es scheint, haben die Allierten ihre Vernichtungsangriffe zeitweilig auf Deutschland's Transportwesen konzentriert. Die Züge wurden auf offener Strecke und in voller Fahrt überfallen. Gutgezielte Bombentreffer auf's Geleise brachten sie zum Stehen. Maschienengewehre streckten Heizer und Führer auf ihren Posten nieder. Das übrige Personal mochte sich verstecken, wo sie wollten. Revolverkanonen mit ihren daumendicken Stahlgeschossen bliesen ihnen den Lebensatem aus. Von vorne und hinten von rechts und links und von allen Ecken und Winkeln umstreiften die Mordvögel in der Luft die stehenden Wagenschlangen und ließen nicht ab, bis alles tot gemacht war und sich nichts mehr regte. Zum Schluß warfen sie noch eine zweite Bombe und setzten alles in Brand. Solch planmäßig herbeigeführte Zugunglücke drängten einander zu einer gewissen Zeit ohne Maß und Zahl. Sie verwandelten Westdeutschlands Bahnanlagen in ein riesiges Trümmerfeld. Die Züge sollen oft in- und übereinander geschoben, wie brennende Scheiterhaufen in die Luft geragt haben. Und mitten in das Grauen hinein bliesen England und Frankreich ihre Friedensschalmeien. Ruhe und Befreiung von Hitlerknechtschaft versprachen sie auf dem Radio.

Es wird noch Jahre dauern und eine Unsumme an Arbeit und Kapital, um all diese Schäden wieder wettzumachen. Heute noch stockt der Verkehr wegen der vielen eingeleisigen Strecken; die Unzahl der zerstörten Brücken macht die Anlage von Doppelgeleisen unmöglich.

Im ost-französischen Kampfgebiet mischen sich die Überbleibsel vom ersten und zweiten Völkerstreit. Von Paris aus fuhr ich der Belgischen Grenze zu. Der Schnellzug hält und ich schaue durchs Fenster. Es ist Compiegne. Hier hatte ich im ersten Weltkrieg gelegen. Hier hatte man nach dessen Beendigung den Eisenbahnwagen aufgestellt, in dem der Waffenstillstand unterzeichnet worden war. Kein Wunder, daß Hitler nach Niederwerfung Frankreich,s im zweiten Krieg denselben Wagen benutzte. Diesmal lagen die Verhältnisse umgekehrt. Wortlos und mit eisiger Kälte soll er den französischen Beteiligten gegenüber gesessen haben; bedingungslos mußten sie seinen Willen annehmen und unterschreiben. So sühnten sie das Versailler Friedensdiktat. Es blieb aber noch einiges andere wiedergutzumachen. Deshalb ging er nach der Waffenstillstandszeremonie in den umliegenden Anlagen spazieren. Sein Rundgang führte ihn vor das Denkmal Foch's; er ließ es unbehelligt. In nächster Nähe stand noch ein anderes. Es zeigte den französischen Gockelhahn, wie er in verbissenem Kampf den deutschen Adler zu Boden drückt. Was Hitler besonders ärgerte, war die Inschrift auf dem Sockel; „Hier wurde am 11. Nov. 1918 der deutschen Barbarei ein Ende gesetzt.“ Adolf rief eine Gruppe von Pionieren herbei, die er sich als Begleiter mit-

Mariä Himmelfahrt



Konnte die Erde dich nicht mehr tragen, – daß sie dich freigab – daß sie aus ihren – dunklen Gewändern dich löste, – Himmeln zum Anblick?

Da zog dich der Raum – in seine erhöhte Umarmung, – du schwebtest, glittest wie Morgenglanz – durch die begeisterte Stunde, – wallteſt, Fürstin des Weltalls, – auf schimmernden Wolken der Ewigkeit zu.

Aber die Erde, halb noch in Trauer, – fühlte, – wie sich ihr eigenes – jetzt noch zukünftige Schicksal – mächtig entfaltete, – sichtbar der Stunde, – wie die Erfüllung uralter Verheißung – in goldenen Schalen – hoch über ihr glänzte.

Und göttliches Leuchten, – stumm aus der Ferne erstanden, – blühte in ihrem Gesicht. Herbert Budek.

---

genommen hatte. Auf seinen Befehl schwangen sie ihre schweren Eisenhammer auf das Monument und schlugen es in tausend Fetzen.

Unsere nächste Haltestation war St. Quentin. Das war schon 1916 Entlausungsstätte für uns Kämpfer von der Sommefront. Später ging die Feuerlinie mitten durch die Stadt. Nach dem Kriege beherbergte sie eins der größten Gefangenenlager. Ich selber habe hier als Gefangener im städtischen Hospital mit doppelseitiger Lungenentzündung einen Kampf auf Leben und Tod ausgefochten. Hier habe ich nach der Genesung als Dolmetscher kranken Kameraden meine Tag- und Nachtruhe geopfert. Hier lebte ich in seltener Freundschaft mit einem französischen Arzt, der uns, den feindlichen Nachbarn, nicht genug Gutes tun konnte. Wie er deutsche Arbeitslust und Arbeitsleistung schätzte! Er hatte der Religion seiner Väter den Rücken gekehrt und war zum Humanisten geworden; d.h. zu einem Vertreter der rein natürlichen Menschlichkeit, ohne Rücksicht im Handeln auf Gott und Sein erstes und größtes Gebot. Solch eine Haltung entspricht nicht dem Vollkommenheitsideal, das Christus uns gelehrt hat. Dennoch war es unsrem Doktor Antrieb genug uns ungezählte Wohltaten zu erweisen. Er behandelte unsre Kranken wie die seiner eigenen Nation. Das ist nun schon 32 Jahre her. Gewesen, gewesen!

Auch an der Maaslinie, hinter Maubeuge in Belgien, vermengten sich die Spuren des ersten und zweiten Weltkriegs. Ein schönes Tal das wir durcheilten! Aber so viele beschädigte Bauten; so viele zerschmetterte Brücken; so viele armselige Hilfsstege über den Fluß! Wie wird es nur in der deutschen Heimat aussehen? So fragte sich jeder mit Bangen.

Um Mitternacht landeten wir in Aachen. Wie oft war der Name im letzten Abschnitt des zweiten Krieges genannt worden. Hier tobte zur Zeit eine der fürchterlichsten Schlachten. So mußte man sich auf's Schlimmste gefaßt machen. Bald standen wir mitten im Trümmerfeld. Mitleidig bedeckte die Nacht das entsetzliche Bild mit ihrem grauen Schleier. Aber das Wenige, was wir sahen, gab einen genügenden Einblick in die furchtbare Zerstörung. „Ist dies der Hauptbahnhof?", fragte ich einen Eisenbahner. Er bejahte es. Ich fragte weiter: „Wo ist er denn?" „Hier, an dieser Stelle", rief er laut. Ich dachte, wir hätten an einer Flagstation in einer Vorstadt Halt gemacht. So war das früher einmal so stolze Gebäude zermalmt.

Und genau so ist Köln. Und Frankfurt! Und Essen! Und Münster, die Stadt des Kardinals von Galen, der sich bis auf's Blut den Nazis widersetzt hatte. Alles unglaublich verwüstet. Die Häuserreihen in schauerliche Trümmerhaufen umgelegt, über denen Schornsteine und Telegrafenpfosten gespensterhaft in die Lüfte ragen. Ist es das, was der „göttliche" Adolf gemeint hat, als er in den Reichs-

tag hinein rief: Gebt mir zehn Jahre und ihr sollt Deutschland nicht mehr wiedererkennen? Ja, das ist es. In dem hat er ausnahmsweise mal sein Wort gehalten!

Deutschland ein Greuel der Verwüstung! Ich hatte in Neapel am Hafen und Umgebung deutlich erkennbare Kriegsschäden entdeckt. Die Nähe von Pompeji wies einige Fabriken auf, die man in die Luft gesprengt. Turin in Norditalien hatte einiges mitbekommen; in Don Bosco's boys-town gähnten ausgebrannte Werkstätten mit verkohltem Gebälk in die Wolken hinauf: Sechzehn Bomben waren in Frankreich in den Garten des Klosters der hl. Bernadette hinein geschlagen, hatten ihre frühere Ruhestätte verwüstet und ihr erstes Grabdenkmal zersplittert. Dem Kloster selber hatten sie nicht geschadet. Um so schlimmer war die umliegende Stadt Nevers mitgenommen worden, dank dem Übereifer der Patrioten in ihren eigenen Mauern. So versicherte mir ein Architeckt, der mir eine lange und packende Unterhaltung gewährte. Die Nazisteitkräfte waren bereits am Abziehen, aber den Partisanen ging es zu langsam. Sie drängten beim Amerikanischen Hauptquartier auf Bombardierung, und sie bekamen sie. So rücksichtlos gingen die Amerikaner voran, daß der altehrwürdige Dom und ganze Straßenreihen dabei in Trümmer sanken. Neapel, Turin, Nevers! Wenn sie auch beschädigt sind, was sind ihre Wunden und Narben gegen die Hauptkampffelder auf französischem und deutschem Boden! Die großen Luftangriffe, die sich über Deutschland entluden, müssen etwas Unheimlich-Großartiges an sich gehabt haben. Sie verliefen gewöhnlich in vier großen Aufzügen über einer verfehmten Stadt. Die erste Flugzeugwelle erschien fast wie harmlos; ließen sie doch nur Leuchtschirme fallen. Die Leute nannten sie „Weihnachtsbäumchen." Weithin sichtbar und in allen Farben glänzend, schwebten sie in Massen über dem Angriffsgebiet. Sie verwandelten die Nacht in Tageshelle und machten alles sichtbar bis auf den Grund. Aber nicht Frieden verkündeten sie sondern Vernichtung. Denn schon rollte die zweite Welle heran. Sie entlud einen Regen von sechs- oder achteckigen Brandbomben über die Stadt. Dick wie ein Arm, bohrten sie sich mit ihren Stahlspitzen durch die Dächer, platzten irgendwo mitten im Haus und setzten die ganze Wohnung in Brand. Nur Sand vermochte sie zu löschen.

Die dritte Welle streute in Massen „Canisters" über das Angriffsobjekt aus. Große Phosphorbehälter prasselten auf die Straßen nieder, zerplatzten und spritzten ihren höchst entzündbaren Inhalt in alle Richtungen aus. Die Straßen schwammen davon. Nun war alles reif für den schaurigen Höhepunkt der Aktion In einer Todeswelle schossen Tausende von schwersten Bombardierungsflugzeugen heran, ließen ihre Blockbusters herniederhageln und verwandelten alles in ein wogendes Feuermeer.

Welch ein Entsetzen! Die Mütter mit ihren Kindern auf den Armen flüchteten aus den flammenden Häusern in einen Ozean von Glut und versengender Hitze hinein. Um die Verzweiflung voll zu machen, kamen bald nachher noch kleinere Flugzeuge angefegt. „Dachrutscher" nannte man sie. Sie schwebten bis auf die Giebel der Häuser herab und feuerten ihre daumendicken Geschosse durch jedes Fenster und in jede Tür. Sie verschonten keinen Farmer auf dem Feld, kein Kind und keinen Hund auf der Straße. Es war der totale Krieg. Und in all diese Qual dröhnte das Radio von England und Frankreich herüber. Es versprach Freundschaft dem deutschen Volk und Erlösung vom Hitlerjoch.

Was haben die alten Leute und bettlägerigen Kranken in jener Schreckens-Periode mitgemacht! Sie verbrachten Tage und Wochen in Kellern, Unterständen oder Bergeshöhlen. Das Wasser tropfte von der Decke auf sie nieder. Die Lage wurde unerträglich von Dunst und schwelendem Rauch. Um Abhilfe zu schaffen bliesen Mechaniker ihre Sauerstoffflaschen in die elenden Räume. Bald aber gab es solche nicht mehr. Übrigens machte sich ihr wohltätiger Einfluß nur bei Erwachsenen geltend; kleine Kinder erlagen in Mengen der Stickluft und wurden in aller Morgenfrühe eilends in Massengräbern beerdigt. Die Gesamtverluste an Leben und Eigentum, die damals verursacht wurden, übersteigen jegliche Vorstellung. Ganze Seiten der Kölner Tageblätter aus jener Zeit sind mit Todesanzeigen bedeckt. Des öfteren wurden ganze Familien von 8–12 Gliedern mit einem Schlag hinweg gefegt. Eine Anzeige meldete auf einmal den Tod von 23 Angehörigen derselben Sippe. Großeltern, Eltern und Kinder wurden alle auf einmal vernichtet.

Hat man uns in Amerika je ein klares Bild gegeben von dieser höllischen Vernichtungstaktik Churchill's und Roosevelt's gegen das deutsche Volk? Offenbar nicht! Die Verantwortlichen haben alle Einzelheiten darüber wohlweislich unterdrückt.



St. Anna

Ihre Veröffentlichung hätte den Zorn und glühenden Protest aller Gutgesinnten hervor gerufen. Die Nazis und ihre Freunde knirschten natürlich mit den Zähnen gegen solch eine Behandlung. Vergaßen Rotterdam, London, Coventry; die erbarmungslose Beschießung von belgisch-französischen Flüchtlingskolonnen im Bewegungskrieg. Vergaßen herausfordernde Auftritte in Berlin wie den folgenden:

Hitler: Wollt ihr den totalen Krieg?

Sprechchor: Ja, wir wollen ihn!

Sie vergaßen auch, wie die Hitlerjugend jahrelang mit ihren Trommeln („Margarinefässern"!) des Sonntags Morgens lärmend an den Kirchen vorbeizog:

„Wir werden weiter maschieren, ob alles in Scherben fällt;
Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt."

Das alles beliebten sie zu vergessen und faselten in ihren Zeitungen unaufhörlich von „Terrorangriffen."

Um so mehr werden die Unschuldigen in Deutschland – und es gab deren viele – die Barbarei der Amerikaner niemals begreifen. Sie glaubten trotz der dämonischen Maßnahmen Hitler's von den demokratischen Führern Verständnis und Schonung erwarten zu dürfen. Waren sie doch genau so sehr die Opfer einer Verbrecherregierung wie die angegriffenen Nationen.. Sie hatten sich verrechnet. Haben zu viel Edelmut erwartet von Churchill, der nur von Rache sprach und träumte; von Roosevelt, dessen ganze Politik von jeher nicht auf Gottes Gebot sondern auf Opportunität eingestellt war. Aber schließlich geht es so im Menschen- und Völkerleben. Wo sich zwei zanken, hält man sich nicht an das Sittlichkeitsideal des Zehngebotes oder der Bergpredigt. Um wie viel mehr werden Vernunft und Christentum beiseite geschoben in einem Weltkrieg, wo alles auf gegenseitigen Haß und Vernichtungswillen aufgebaut ist. Schon im Frieden sind krasser Egoismus und Utilitarismus (Nützlichkeitsmoral) die leitenden Gesichtspunkte der entchristlichten Politik. Wie viel mehr im Krieg! Wahrlich eine erschreckende Warnung für die, die bei internationalen Verwicklungen mit Feuer spielen!

Was soll man noch sagen von den leiblich-seelischen Wunden, die der Krieg geschlagen hat? Deutschland zählt gegenwärtig 15 Millionen Kriegsbeschädigte; 800,000 Kriegerwitwen und 1.3 Millionen Kriegswaisen. Die Ärzte sehen sich gar manchen verblüffenden Krankheiten gegenüber, die zum Teil auf Unterernährung, zum Teil auf durch-

lebte Schrecken zurück zu führen sind. Viele junge Männer scheinen im Gemüt versteinert von all dem Leid, das sie in kommunistischen Gefangenenlagern durchzumachen hatten.

Am schlimmsten sind vom wirtschaftlichen Standpunkt aus diejenigen betroffen, die von ihren Ersparnissen lebten. Sie hatten sich ein schönes Heim gebaut und schafften sich durchs Leben mit Hilfe ihrer Spargelder. Beides hat ihnen der Krieg geraubt. Das Haus liegt in Trümmern und die Mittel fehlen, es wieder aufzubauen. Ihre Spareinlagen sind von zwei Nachkriegsentwertungen verschlungen worden. Wie bitter für Menschen, die sich von jeher zu den Vornehmeren zählten und auf einen wohlversorgten, sonnigen Lebensabend rechnen zu können glaubten. Die Ereignisse der letzten dreißig Jahre haben sie an den Bettelstab gebracht. Der Staat, der früher alles aus ihnen heraus gepreßt, denkt nicht daran, ihnen ihr verlorenes Eigentum zu ersetzen. Auf die entwerteten Vermögen hat er nur 6% heraus bezahlt. Vielen sind auf diese Weise ihre Sparvermögen gänzlich verloren gegangen. So viele liebe Träume sind damit ins Nichts zerronnen. Kirchengemeinden hatten Hunderttausende aufgehäuft für den Bau stattlicher Gotteshäuser. Auch die sind vom Wirbel der Vernichtung erfaßt und verschlungen worden. Nun können sie wieder von neuem anfangen. Sie finden sich in demselben harten Los wie die, deren Heiligtum von Bomben oder Granatbeschuß in Schutt und Asche gesunken sind. Ihre Priester, auch oft ihre Chöre und Musikorchester ziehen von Ort zu Ort unter jenen umher, die verschont geblieben sind, um die nötigen Gelder zum Wiederaufbau zu erbetteln.

Auf religiös-sittlichem Gebiet hat der Krieg viel Elend und Verwirrung angerichtet. Die Nazis hatten im Namen ihres Arischen Blut- und Rassenideals die Lockerung der Sitten begünstigt; Ehe und Familienleben untergraben. Die Folgen davon sind heute noch bemerkbar. Gar mancher „Katholik", der Sonntags in die Messe geht, lebt daheim in wilder Ehe. Hat die Wirren der Kriegszeit benutzt, um sich eine zusagende Lebensgefährtin anzuschaffen oder hat sich Ersatz gesucht für die, die ihm während seines langen Militärdienstes untreu geworden ist. Er glaubte es tun zu dürfen, weil er „der unschuldige Teil" in dem Trauerspiel gewesen sei. So ist der Krieg von jeder Seite aus betrachtet ein fürchterliches Unglück; die Herde schlägt er und den Hirten.

Gar manches ist nun seit 1945 verbessert und eingerenkt worden. Insbesondere hat die Weihnachtszeit '49 der Hungerpein in Deutschland ein Ende gesetzt. Seitdem ist wieder alles zu haben; die Kost ist besser und abwechslungsreicher als in Amerika. Diejenigen, die unsre 40 Millionen Liebespakete und 256,000 Tonnen Kleider und Lebensmittel im Gang gehalten haben, atmen nun wieder auf. Ein eifriger und tüchtiger Klerus arbeitet mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln an der Wiederbelebung christlicher Zucht und Sitte. Die Regierung zahlt phantastische Summen zur Unterstützung der Krüppel und Hinterbliebenen. Das Volk hat sich trotz aller Rückschläge der 3 letzten Jahrzehnte seine Lebenslust und Schaffenskraft bewahrt. Mit unglaublichem Eifer hat es sich an die Wiederherstellung seiner Städte, seiner Industrie und Bahnverbindungen gemacht. Nur ein Hindernis steht ihm bei seinem Aufstieg zur Höhe im Wege: es ist der empfindliche Mangel an Geld und Material. In beiden ist es auf's Ausland angewiesen; das aber kennt in den Sachen kein Erbarmen.

So muß das „Alte Land" seinen Leidensweg weiter gehen. Die Kriegsspuren werden sich nur schneckenhaft langsam verwischen, und Gott allein weiß, wann es mal wieder zu wahrem Glück und wahrem Wohlstand in Europa kommen wird.

(Fortsetzung folgt)

Blut Christi

**Blut Christi, kostbar über jeden Wein,
Durch dich sind wir erlöst allein.
Du wurdest am Kreuz für uns vergossen,
Aus Jesu Wunden bist du geflossen,
Von Sünde und Schuld uns zu befrei'n.
Schon mancher Held zog aus voll Mut,
Gab hin fürs Vaterland sein Blut.
Jäh war das junge Herz durchschossen,
Zur Erde ist sein Blut geflossen,
Vertrocknet ist's im fernen Sand,
Kaum daß sein Name wird genannt.
Doch Christi Blut lebt ewig fort;
Es ist ein Blut, das nie verdorrt!
Voll Andacht in die Knie wir sinken:
Herr, laß dein Blut uns würdig trinken!
Wasch' unsere Seelen damit rein!
Blut Christi, wir dich benedei'n!**

Elise Schmid.

Das weggeworfene Gebetbuch

Von Augustin Senge

Auf dem Bahnhof einer holländischen Universitätsstadt stand ein Zug abfahrtbereit. Zwei junge Studenten, die sich ein wenig verspätet hatten, kamen gerade noch zurecht und sprangen atemlos in ein Abteil; ein großer alter Herr, der am Fenster gestanden, half ihnen mit den Koffern zurecht. Schon setzte sich der Zug in Bewegung.

Es waren sportlich aussehende Jungmänner, und der freundliche alte Herr betrachtete sie mit Wohlgefallen. Sie hatten sich artig bedankt, hernach beugten sie sich aus dem Fenster und winkten einer alten Dame, die auf dem Bahnsteig zurückgeblieben. Abschiedsworte flogen zurück.

Wenige Minuten später befanden sie sich in einer vergnügten Unterhaltung. Es war ihre Wirtin. von der sie sich verabschiedet, und der alte Herr erfuhr aus ihren Worten, daß sie eine sehr fürsorgliche Dame gewesen sei, die fast Mutterstelle an ihnen vertreten. Allerdings, sie sei ja ein wenig „fromm" gewesen. Aber das sei wohl immer so bei alten Damen. Sie habe sogar jedem von ihnen ein Gebetbuch geschenkt.

Der jüngere der beiden holte das seine heraus und wog es in der Hand. „Was soll ich damit tun?" fragte er lachend. „Wenn meine neuen Kommilitonen das sehen, werden sie denken, ich studiere Theologie. Ob ich es aus dem Fenster werfe?"

Über das Gesicht des alten Herrn huschte ein Schatten. Er war fast ein wenig erschrocken. „Tun Sie das nicht, junger Mann!" sagte er rauh. „Es bringt Ihnen keinen Segen — — glauben Sie mir!"

Der Angeredete blickte erstaunt auf.

„Wie meinen Sie das?" fragte er nach einer kleinen Verlegenheitspause. „Glauben Sie, daß hundertundfünfzig Gramm bedrucktes Papier solche Bedeutung haben?" — Er lächelte unsicher.

„Es ist nicht einfach bedrucktes Papier!" antwortete der alte Herr, „es ist Gottes Wort! Gottes Wort zu verachten, ist schwere Sünde!"

Ein langes, etwas peinliches Schweigen folgte. Der alte Herr hatte seltsam eindringlich gesprochen; beide jungen Leute waren errötet.

„Sehen Sie, hub der alte Herr endlich wieder an, „ich könnte Ihnen da eine Geschichte erzählen von einem jungen Mann, der es ähnlich gemacht hat — und der kurze Zeit später beinahe eines schlimmen Todes gestorben wäre. Ich will damit nicht sagen, daß die Geringschätzung des göttlichen Wortes immer eine solche Strafe nach sich zieht, aber ich bin der Überzeugung, daß Gott früher oder später solches Tun rächt. Von Ihnen hoffe ich übrigens, daß Sie es vorhin nicht ernst gemeint."

Wieder folgte ein kurzes Schweigen. Dann fragte der ältere der beiden Studenten: „Was war das für ein junger Mann, von dem Sie soeben sprachen?" — Er war sichtlich interessiert.

„Das war ein Matrose", entgegnete der alte Herr. „Ein gebürtiger Amsterdamer. Er fuhr als Untersteuermann auf einem kleinen Frachtdampfer, der an der amerikanischen Ostküste verkehrte. Der größte Teil der Besatzung be-



Maria geht übers Gebirge

stand aus Farbigen. Man kann nicht sagen, daß der junge Seemann verdorben war — aber der jahrelange Umgang mit schlechten Kameraden hatte ihn der Religion innerlich entfremdet. Außerdem trank er zu viel Alkohol. Wenn über die Religion gespottet wurde, hielt er brav mit.

Als unschuldiger Anlaß ihrer Spöttereien diente ihnen nicht selten der Koch des Dampfers. Das war ein Inder: ein riesiger, baumstarker Mensch, mit dem Herzen eines Kindes. Er hatte einen langen indischen Namen, allein sie riefen ihn nur „Josef." In seinem Verschlag, den er hinter der Kombüse bewohnte, hing nähmlich ein Bild dieses Heiligen; abends verrichtete er davor seine Andacht. Wie es hieß, war er in einer Missionsschule erzogen worden, und einer seiner Lehrer, der sehr viel von dem Nährvater Jesu hielt, hatte ihm das Bild geschenkt. Er war wirklich fromm, der Inder; wenn er Landurlaub hatte, und man wollte ihn treffen, so brauchte man nur in die nächste Kirche zu gehen. Kein Wunder, daß die Besatzung ihn verlachte. Man trieb es allerdings nicht zu weit — denn er kochte besser als ein Chinese. Angeblich hatte er das ebenfalls in der Mission erlernt. Er war eine Ausnahme, wie man sie selten traf.

Eines Tages lag das Schiff in einem kleinen westindischen Hafen vor Anker. Es war Nachmittag; die Ladung war bereits gelöscht. Die Manschaft lag trinkend an Deck und sah einem Haifisch zu, der träge das Schiff umschwamm. Haifische waren in jener Zone keine Seltenheit; jener dort folgte ihnen schon seit Tagen. Es war ein Hammerhai, deutlich erkannte man seine seltsame Kopfform, wenn er in der Nähe vorüberstrich. Zeitweilig verschwand er ganz; aber wenn man glaubte, er habe sein Spiel aufgegeben, dann tauchte seine Dreiecksflosse auf einmal wieder auf. Dies brachte den Untersteuermann auf einen „guten Gedanken", wie er meinte. Hatte er nicht kürzlich von dem Leiter einer amerikanischen Seemannsmission ein Gebetbuch bekommen? Ja, er hatte wieder einmal seine ganze Heuer vertrunken gehabt und anschließend in einem christlichen Seemannsheim Unterkunft gefunden; am Morgen, nachdem er sich auskuriert, hatte ihm der freundliche Geistliche neben verschiedenen Ermahnungen auch dieses Büchlein mit auf den Weg gegeben. Er hatte es natürlich angenommen — was sollte er auch anders tun. Aber nun wollte er den „Haifisch damit füttern." Eilig holte er es herbei.

Die Mannschaft begrüßte seinen Vorschlag mit lautem Johlen; sie hatten wieder einmal zu viel Whisky getrunken. Der Schiffszimmermann stiftete sogar ein Stück Speck, um das Buch daran zu binden. Dies geschah auch. In weitem Bogen flog das Buch samt dem Köder über Bord. Es sank ein wenig unter, kam aber gleich wieder hoch und schaukelte in der sanften Dünung. Gerade tauchte am Heck wieder der Haifisch auf.

Lachend und winkend standen die Leute an der Reling. Aber der Haifisch tat ihnen den Gefallen nicht. Er schwamm langsam herbei, umkreiste argwöhnisch den Köder und entfernte sich wieder. Übermütiges Lachen folgte ihm. „Seht ihr", schrie ein Maschinist, „der will auch nichts vom Glauben wissen! Er findet die Bibel unverdaulich." Und sie spotteten weidlich darüber.

Heiligblutmonat

**Ein Strauß von Sommerblumen,
von brennend rotem Mohn,
steht heiß in meinem Zimmer
seit vielen Tagen schon.
Und mittags, wenn die Sonne
den Mohn recht stark durchglüht,
er durch des Lichtes Kräfte
wie heiliger Gral erblüht.
Doch heute, als die Blätter
vertropften leis' wie Blut,
da ward mein Denken Beten
zum Allerhöchsten Gut.
O Herr, entzünd' die Liebe
zu Dir wie Sommersglut,
laß rinnen durch die Adern
dein heilig Gottesblut.
Ein einz'ger solcher Tropfen
gibt ungeahnte Kraft,
denn Christi Blut erlöset
aus aller Sündenhaft.**

Josefine Lauber.

Auf einmal aber geschah etwas Furchtbares. Der Untersteuermann, der sich, um besser sehen zu können, weit über das Geländer beugte, verlor plötzlich das Gleichgewicht. Er war ein großer Mensch; außerdem hatte er eine halbe Flasche von dem starken Branntwein getrunken. Als er zusammensackte, griff der Zimmermann zwar hastig zu, jedoch es war bereits zu spät: wie ein Stein fiel der Betrunkene über Bord und klatschte ins Wasser. Als er wieder hochkam, machte der Hai eine Kehre und kam zurück.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille: die Lästerungen verstummten wie abgehackt. Dann gellte ein Schrei des Entsetzens über das Schiff. Der jäh ernüchterte Steuermann schwamm wie rasend der Landungsbrücke zu, allein die Bestie hatte ihn bereits entdeckt und hielt auf ihn zu. Das Speckstück mit dem Buch hatte sie nicht interessiert — der lebende Mensch jedoch, der so wild um sich schlug, schien ihr eine gute Beute. Rauschend sägte ihre Flosse durch die Dünung.

Sekunden voll tödlicher Angst verstrichen. Mit verzerrten Gesichtern standen die Leute; keiner sah eine Hilfsmöglichkeit. Nur einer torkelte zur Waffenkammer; ein zweiter suchte eine Taurolle. Doch das waren vergebliche Bemühungen. Der Unglückliche war verloren.

In diesem Augenblick trat der indische Koch aus der Kombüsentür; die Schreie hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Im Bruchteil einer Sekunde begriff er die Situation. Er sah das weiße Gesicht des im Wasser Schwimmenden, sah die geschmeidig herangleitende Bestie. Mie einem Satz sprang er in die Küche zurück.

Verblichene Bildtafel

Wo das Wasser aus dem Berge quillt,
Hängt ein altes Muttergottesbild,
Hundert Jahr vom Sonnenbrand umleuchtet,
Hundert Jahr vom Regensturm durchfeuchtet.
Golden floß ums Haar der Strahlenkranz,
Himmlisch blau glomm des Gewandes Glanz:
Doch der Schein des Mantels ist gewichen
Und das Licht der Krone hingeblichen.
Nur ein zarter Schimmer Blau's und Gold's
Schwebt noch über dem geweihten Holz,
Und es drängt die Maserung der Jahre
Und das Faserwerk erneut ins Klare.
Leise in den heimatlichen Hain
Geht die fromme Tafel wieder ein, —
Aber Gottes Mutter schwebt noch immer
Um den Quell in Gold und blauem Schimmer.

Johannes Linke.

Wieder vergingen zwei Sekunden voll lähmenden Schreckens — dann sahen die weißen Seeleute etwas, was sie bis an ihr Lebensende nicht vergessen sollten. Es war etwas gänzlich Unerwartetes. Sie sahen den indischen Koch, den sie nie ganz ernst genommen hatten: Er stand plötzlich auf der Reling neben ihnen, hielt ein langes, haarscharfes Schlachtmesser in der Hand und sprang kopfabwärts ins Wasser. Was nun folgte, war ein Werk weniger Augenblicke; es spielte sich schneller ab, als man mit Worten beschreiben kann, und es war im wesentlichen bereits vorüber, ehe die Seeleute es recht begriffen. Der Inder tauchte sofort unter und verschwand, gerade als der Hai sich seitwärts drehte; wie ein Schatten glitt sein großer Körper unter der Wasseroberfläche. Er war nur mit einer Leinenhose bekleidet. Der Hai war jetzt nur noch wenige Meter von seinem Opfer entfernt. Schon zeigte er sein riesiges Gebiß, entblößte seine furchtbaren Fangzähne — — da schlug er plötzlich einen Haken und wirbelte herum, das Wasser färbte sich. Ein Schrei wilder Freude brach aus siebzehn Seemannskehlen; die erkannten es deutlich: das Schlachtmesser stak bis zum Heft im Hals des Tieres und sein rechtes Auge war eingedrückt! Wie eine Furie raste der Mordfisch davon. An der Bordwand aber tauchte der Inder wieder auf; er packte den vor Grauen halb erstarrten Steuermann und schwamm mit ihm der Landungsbrücke zu. Es war ihm keinerlei Erregung anzumerken. Mit mächtigen Stößen zerteilte er das Wasser. Eine Minute später standen sie auf dem Trokenen." — —

Hier schwieg der Erzähler. Die beiden jungen Leute hatten ihm mit Spannung zugehört.

„Großartig!" rief der ältere begeistert. „Hatte der Inder das schon früher gemacht? Ich glaube, ähnliches einmal gelesen zu haben."

Das kann wohl möglich sein",

gab der alte Herr zur Antwort. „Es gibt vereinzelte kühne Leute, die den Hai in seinem Element angreifen. Ich habe zwei dieser Art kennen gelernt; einer hatte seinen linken Arm dabei verloren. Der indische Koch hatte bereits zwei Kämpfe mit Haifischen bestanden, wie wir nachher hörten. Er war unheimlich schnell im Wasser — wie der Seelöwe, den die Haifische ebenfalls sehr fürchten."

„Die Matrosen haben ihn nachher wohl tüchtig gefeiert?"

„Das können Sie sich denken," schmunzelte der alte Herr. „Es war der Held des Schiffes — und er ist es auch geblieben. Niemand spottete mehr über ihn, und wenn ein neuer an Bord kam, wurde er gleich informiert. Es war eine stumme Predigt, die der brave Inder da in wenigen Sekunden gehalten. Seeleute lassen sich durch Handlungen am besten überzeugen — und hier hatten sie eingesehen, daß es besser ist, sich mit dem Lenker der Schicksale gut zu stellen, als sein Wort zu mißachten."

„Woher hatte Ihr Inder denn nur seine Geschicklikeit?" warf der Jüngere ein. „Etwa auch aus der — — Missionsschule?"

„Das wohl kaum", meinte der alte Herr nachdenklich. „Er war schon zwanzig Jahre auf der See und hatte vorher jahrelang in der Südsee gelebt, eine Zeitlang sogar als Perlenfischer. Es imponierte uns mächtig, daß er dabei innerlich solch ein guter, sauberer Mensch geblieben war."

Der junge Student grübelte eine Weile.

„Sie haben das Abenteuer so überzeugend geschildert", meinte er endlich, „daß ich wohl annehmen darf: Sie sind selbst dabeigewesen? — Waren Sie etwa auch an der Rettung des Unglücklichen beteiligt?" In seinen Augen lag ein leichtes Zwinkern.

Das Gesicht des alten Herrn wurde um einen Schein dunkler; sein Gesicht verhärtete sich.

„Nein, junger Mann", sagte er dann langsam und scharf betont, „— — ich war derjenige, der über die Reling fiel! Und nun werden Sie mir wohl glauben, daß ich kompetent war, Sie zu warnen!"

„Bin ich ein Führer in Länder, die ich selbst nicht kenne, so werde ich ein geführter Führer sein und auf den Herrn hoffen, der meinem Kleinmut befahl, Wunder zu wirken vor meinem Volk."

* * *

„Wer arm wie ein Knecht auszieht, um dem Herrn zu dienen, wird heimkehren wie ein König."



Arbeit sei gesegnet

Im Buche Sirach mahnt der weise Verfasser: „Fliehe nicht die mühevolle Arbeit und den vom Höchsten angeordneten Ackerbau.“ Offenbar hatte er Grund seinen Landsleuten eine solche Mahnung zu geben. Der Einfluß der Nachbarvölker war nämlich nicht sehr gut. Bei ihnen galten Arbeiten in der Landwirtschaft und beim Handwerk als etwas Entehrendes, man bürdete sie den Frauen und Sklaven auf. Sie standen nach ihrem Glauben ja eine Stufe tiefer als die Herren der Schöpfung und waren nur dazu da, um ihnen ein möglichst schönes und faules Leben zu ermöglichen. Bei den Griechen, diesem hochstehenden Volke des Altertums, war es eines freien Bürgers unwürdig, das Feld zu bebauen oder das Handwerk eines Schusters oder Schneiders auszuüben. Nach ihrer Meinung hatten sie dafür doch die Sklaven. Man kann die Menschen von damals einteilen in solche, die dienten, und in solche, die sich bedienen ließen. Jesus rückte weit von ihnen ab und betonte seinen Jüngern gegenüber, daß er, obwohl Herr und Meister, gekommen sei, um zu dienen, nicht aber, um sich bedienen zu lassen. Es war ja auch ein ganz unnatürlicher Zustand, daß die beiden Beschäftigungen, denen die Mehrzahl der Menschen obliegen muß und die zum Leben am notwendigsten sind, vom Heidentum als minderwertig verachtet wurden.

Als Paulus in den Großstädten, wo es ungeheuer viele reiche Müßiggänger gab, seinen Lebensunterhalt mit Zeltmachen verdiente, sah man das höchst ungern. Und man machte ihm Vorwürfe, daß er das Christentum in den Augen der Welt herabsetze. Aber Paulus kümmerte sich nicht um solche Nörgler. Er befand sich in guter Gesellschaft. Jesus hatte ja auch dreißig Jahre mit Axt und Säge als Zimmermann gearbeitet und holte seine Apostel fast alle aus Arbeiterkreisen. Immer standen ihm die Menschen der Arbeit nahe. Eine Arbeiterfrau durfte seine Mutter, ein Arbeiter sein Pflegevater sein, Hirten kamen zuerst zu seiner Krippe, ein Landmann, Simon von Cyrene, durfte ihm das Kreuz tragen helfen. Oft sprach er in seinen Gleichnissen von Dingen, die aus dem Leben der Arbeiter genommen waren: vom Acker und vom Sämann, vom Weinberg und dem Weizenkorn. Warum er das alles tat, liegt auf der Hand. Er wollte die schmutzige, rußige, schwere Arbeit von der Schmach befreien, mit der sie das Heidentum umhüllte, wollte sie adeln und segnen für alle Zeiten und den Menschen zeigen, daß sie von Gott gewollt sei.

Gott will, daß wir arbeiten. Auf seinen Acker hat er uns gestellt, und in seinem Namen sollen wir für ihn schaffen. Ist das nicht ein herrliches Bewußtsein?

Der Mann, der draußen schweren Schrittes durch die Schollen schreitet und seine Saat ausstreut, der mit weitausholender Geste die Sense schwingt und in der Sonnenglut des August seine Garben bindet: er weiß, daß Gott ihn hierher geschickt hat.

Der Mann, der jeden Morgen um die gleiche Stunde zur Fabrik geht, dort vielleicht Tag für Tag die gleiche eintönige Arbeit verrichtet, die seinen Geist fast zermürbt, kann sich gegen Müdigkeit und Verbitterung nur dadurch schützen, daß er daran denkt, daß er mit Gott und für Gott arbeitet.

Die Frau, die jahraus, jahrein wäscht und putzt und spült und rennt und läuft, wird ihr Leben nur dadurch erträglich, wertvoll und schön gestalten, daß sie sich immer bewußt bleibt, im Dienste



des göttlichen Dienstherrn zu stehen.

Ohne Arbeit wäre das Leben schwer. Das klingt seltsam. Und du meinst vielleicht, das Gegenteil sei wahr. Es müßte viel schöner sein, wenn man nicht zu arbeiten brauchte. Und das schönste Land auf Erden sei doch das Schlaraffenland.

Wer so dächte, hätte keine Ahnung vom wahren Leben. Das erbärmlichste Leben auf Erden haben die Faulenzer und Müßiggänger. Ein Leben ohne Arbeit würde auf die Dauer geradezu unerträglich. Der Bauer kann das Ende des Winters kaum erwarten, und sehnsüchtig schaut er zum Fenster hinaus, ob denn noch immer nicht der Frühling komme, damit er die Arbeit beginnen könne. Wer wissen will, wie schwer ein Faulenzerleben auf die Dauer zu ertragen ist, braucht nur einmal anständige Menschen zu fragen, die gegen ihren Willen mehrere Jahre arbeitslos waren. Sie werden ihm alle sagen, daß Arbeitslosigkeit das größte Kreuz auf Erden ist.

Arbeit ist ein Segen für uns alle. Gegen dumme Gedanken, Einbildungen, Versuchungen, Angstzustände gibt es kein besseres Mittel als die Arbeit, die uns von unseren Grübeleien wegreißt. Manche Kreuze in der Familie, z. B. der Tod eines lieben Angehörigen, wären einfach nicht zu ertragen ohne den Segen der Arbeit. Man ist wie betäubt vom Schmerz, man läßt die Arme sinken, man vernachlässigt die heiligsten Pflichten, man sitzt und träumt und grübelt und phantasiert dummes Zeug zusammen, und man würde seelisch und körperlich zugrunde gehen, würde uns die Arbeit nicht über alles hinweghelfen. Sie bringt uns Vergessen. Wir können wieder an Gott denken, seinen Willen anbeten. Die Arbeit heilt auch die tiefsten Wunden.

Gott lohnt seine Arbeiter gut. Da gibt es keine Lohnstreitigkeiten. Seine Arbeiter sind immer zufrieden. Gewiß, es gibt eine Arbeit, die wertlos ist. Das ist das geschäftige Tun im Stande der schweren Sünde. Kinder Gottes machen ihre Arbeit zu einem herrlichen Gottesdienst. Dann verwandelt sich auch die schmutzigste und verachtetste Arbeit in Edelgold. So gut wie Gott bezahlt keiner. Er bezahlt mit dem Himmel und der ewigen Glückseligkeit.



Wir haben alle Gelegenheit, Großes im Dienste Gottes zu tun und Größeres dafür zu gewinnen. Und einmal werden wir alle freudig sagen:

„Arbeit, sei gesegnet!"

— — —

Ehre die Arbeit

Wenn ich am Abend einem müden Arbeiter begegne, der von der Arbeitsstätte kommt, dann ist mir immer zumute, wie wenn ich einem Kinde begegne, das getauft soeben aus der Kirche kommt, oder wie wenn ich einem Priester begegne, der das Allerheiligste zu einem Kranken trägt. Es ist auch der Arbeiter, wenn er müde am Abend an mir vorübergeht und mich grüßt, und dem der schwarze Rock in seinen Augen etwas Schreckliches bedeutet, etwas Ehrwürdiges. Ich möchte ihm sagen: Freund, jeder, der sich müde gearbeitet, ist etwas Ehrwürdiges in meinen Augen; die Arbeit adelt den Menschen, und sie gibt ihm jene Weihe, die jede soziale Arbeit dem Menschen geben kann. Wenn der Mann sagt, daß er nicht bloß für sich arbeitet, um den Wochenlohn für seine eigenen Genüsse zu verdienen, sondern wenn er arbeitet für seine Familie, wenn er sagt, das tue ich für Frau und Kind und für Angehörige, dann ist soziale Arbeit der Stempel und die heilige Weihe, welche die Arbeit diesem Arbeiter aufgedrückt hat.

Kardinal Faulhaber.

„Indem man durch die Zucht des Geistes zur Weisheit vordringt, macht man sich innerlich unabhängig von dem ewigen Wechsel."

*

„Gott ist nicht in den Kämpfen der Zeit: Er wird erst geboren abseits."

*

„Wer nicht die Kraft zur Unbeliebheit aufbringt, dem fehlt ein Letztes in seiner Ueberzeugung."

Pilgerfahrt nach Fatima

Von Frater Ambrosius, O.S.F.

Fatima, dieser Name arabischen Ursprungs – eine Tochter Mohammeds hieß so – ist heute der Name des portugiesischen nationalen Marienwallfahrtsortes, der Stätte der Sehnsucht aller Portugiesen, Symbol der Auferstehung des Volkes.

Was wir von Fatima im allgemeinen wissen, ist wenig, vielleicht nur folgendes: Irgendwo in Portugal ist während des ersten Weltkrieges Schäferkindern die Muttergottes erschienen mit der Aufforderung zu Buße und Gebet. Wer aber kann sich eine sinnliche Vorstellung machen, wie Fatima ist? Wer weiß, daß Fatima heute bereits eine größere Pilgerzahl aufweist als Lourdes? Daß sich am 13. Mai vorigen Jahres dort eine halbe Million Pilger zusammenfanden? Wer weiß, daß die portugiesischen Bischöfe dort jährlich gemeinsam ihre Exerzitien halten, daß hochgestellte Persönlichkeiten den Festlichkeiten in Fatima beiwohnen? Wer weiß, daß neben vielen außerordentlichen Gnaden auch wirkliche Wunder geschehen?

In einem Reisehandbuch über Portugal fand ich vor kurzem einige Bemerkungen über Fatima. Dieses Buch warnt den Fremden, Fatima zu besuchen, weil dort wirklich nichts zu sehen und zu erleben sei, was ein schönheitsliebendes Auge erfreuen könne, alles sei nur ödes, leeres Serragebiet. Was weiß das Weltbummlertum von der erhebenden und stärkenden Kraft gemeinschaftlich erlebten, religiösen Glaubens? Und dies allein ist das Wunder von Fatima.

Es war mir in diesem Jahre vergönnt, mitten unter dem einfachen portugiesischen Volk an einer Pilgerfahrt nach Fatima teilzunehmen. Gegen sechs Uhr abends fuhren wir mit 600 Pilgern in 21 Personenkraftwagen die Serra östlich von Leiria hinauf, betend und Wallfahrtslieder singend: Ave, du heilige Jungfrau, du Stern, der uns führt, du Mutter des Vaterlandes, du, Jungfrau Maria! Es war am 12. Juli, denn eigentliche Prozessionen finden nur am 12. und 13. jeden Monats statt, dem Datum der Erscheinungen im Jahre 1917. Die Straße – eine der vielen neuen Straßen Salazars, des großen Erneuerers Portugals – schlängelte sich in Windungen hoch. Im Westen strahlte die Sonne heiß über die hügelige portugiesische Küstenlandschaft, über die kleinen Dörfer und Gehöfte mit ihren niedrigen, weißleuchtenden, mit Steinmauern umgebenen Häusern. Die Straße entlang zogen Pilger zu Fuß, mit und ohne Schuhe, oder auf Eseln reitend. Sie beteten und sangen wie wir und winkten uns freudig nach. Alle hatten ihr Lebensmittelkörbchen bei sich, auf dem Kopf oder auf dem Rücken der Esel, dazu die strohumhüllten Weinflaschen. Die Höhe der Serra wurde immer einsamer und glich immer mehr der Kalklandschaft der schwäbischen Alb, nur daß statt der Kiefern und Obstbäume Eukalyptusbäume, Steineichen, Ölbäume und Pinien dastanden. Plötzlich erscheint das Kreuz vor uns, ein hohes Gebäude, Häuser, Verkaufsläden, lange Reihen von Omnibussen, überall am Boden lagerndes Volk. Wir sind beim Heiligtum von Fatima.

Durch eine Bresche der Umfassungsmauer des Pilgerplatzes fuhren wir hindurch zwischen Bauschutt und Steinblöcken und hielten in der Nähe des großen Hospitalgebäudes. Bald formte sich die Prozession hinter der Fahne des hl. Franziskus. Wir zogen zum Eingangsportal und von dort mitten zwischen andern Prozessionen hin zur Erscheinungskapelle und zur Sakramentskirche, um dem Welterlöser und seiner Mutter, der Herrin von Fatima, unsere ersten Grüße zu bringen.

Das Heiligtum, umgeben mit einer Steinmauer, ist wohl geeignet, eine halbe Million Pilger aufzunehmen. Dem Eingangsportal gegenüber erhebt sich auf einer Anhöhe der Rohbau der neuen großen Kirche von Fatima, zu der eine breite, hohe Steintreppe hinaufführt. Der ganze Pilgerplatz ist eine weite Mulde, so daß man von jedem Punkt aus alles überschauen kann. Links liegt das Hospital. In einer Kapelle seines Mittelbaues steht als Altarbild die Darstellung der gnädig sich niederneigenden Herrin von Fatima. Dem Hospital gegenüber sieht man ein ähnliches Gebäude. Eine Herz-Jesu-Statue mit dem Blick dem Eingang zu und segnend ausgebreiteten Armen krönt den Kuppelbau des Fontuariums in der Mitte, einer Nachbildung von Lourdes. Es enthällt die Quellen des Heiligtums. Zwischen dem Fontuarium und dem

Hospital steht die Erscheinungskapelle. Der Stumpf der Steineiche, über der die Muttergottes den drei Kindern erschien, ist noch zu sehen. Die freimaurerische Regierung der Nachkriegszeit ließ den Baum abhauen, um die Flut der frommen Pilger abzudämmen. Der offene Kapellenraum mit der Statue unserer Herrin vom Rosenkranz von Fatima ist stets gefüllt und umlagert von andächtigen Betern, ebenso wie der offene Vorraum der Sakramentskirche, die zwischen der Erscheinungskapelle und der neuen Kirche liegt. In ihm findet die nächtliche Anbetung statt.



Der Platz ist noch unvollendet, die Umfassungsmauer wird durch einzelne Breschen unterbrochen, um den Pilgern Zutritt zu gewähren. In der Nähe der neuen Kirche liegen gewaltige Steinklötze und Säulen. Einzelne Steineichen bieten Schutz vor der Sonne, manche von ihnen vieler Zweige und Äste beraubt, die die Pilger zum frommen Andenken mit nach Hause nehmen. Landschaftliche Schönheiten bieten sich keine. Der enge Gesichtkreis wird begrenzt durch die Gebäude und Gipfel der Ölbäume und Steineichen.

Überall auf dem Pilgerplatz und außerhalb lagerte das Volk, Männer, Frauen und Kinder, arm und reich, aus allen Gegenden Portugals, viele in bunten Trachten, mit farbigen Kopftüchern und Schulterumhang, Männer aus der Estremadura in langen, schwarzen Zipfelmützen, sehr viele barfuß. Die Bitte der Muttergottes um Gebet und Buße wird hier erfüllt. Fast alle bringen die Nacht im Freien zu. Sie lagern im Staub oder auf dem kümmerlich mit Disteln bewachsenen Boden, essen ihr mitgebrachtes Brot mit Fischen und Früchten. Diejenigen, die nicht die ganze Nacht im Gebet vor der Erscheinungskapelle oder dem ausgesetzten Allerheiligsten zubringen, legen sich irgendwo nieder, viele schlafen in den Omnibussen, überall liegen die Nacht hindurch ruhende Pilger, auf den Treppen der Gebäude, an den Wänden der Kirchen, unter den Steineichen und Ölbäumen. Und die Nacht auf der Höhe der Serra ist empfindlich kühl, wenn der scharfe Wind die Nebel vom Meer übers Land treibt.

Dieses leidgeprüfte, schwermütige, herzensgute Volk von Portugal, das jetzt neu zu erwachen scheint und einen geradezu erschütternden Starkmut des Glaubens zeigt, ist das Wunder von Fatima. Das Volk drängte sich in den Kirchen, um die Beichtstühle, um das Heiligtum, betend und singend mit sehnsuchtsvoll trauernden Augen. Auf den Knien gingen Frauen die lange Avenida vom Eingangsportal herunter bis zur Erscheinungskapelle, manche zum Schutz mit einem Sack unter den Knien. Voll Vertrauen steckten sie Zettel mit ihren Anliegen unter die Füße des Muttergottesbildes. Wie viele wandten sich an uns Franziskaner mit der Bitte um das Gebet für die Bekehrung eines Gatten, die Gesundheit eines Kindes oder irgendein anderes Anliegen. Wie viele brachten reichliche Almosen, für die die Armen unter ihnen sicherlich monatelang gespart haben. Wie viele von ihnen sind villeicht tagelang zu Fuß nach Fatima gepilgert zur Erfüllung eines Gelübdes! Und alle hielt ein tiefer religiöser Ernst umfangen.

Um 10 Uhr abends begann die Lichterprozession um den Pilgerplatz herum, vorbei an dem strahlenden Kreuz des Eingangsportales mit den Schriftzeichen: N. S.R.F. – Nossa Senhora do Rosario da Fatima – Unsere Herrin vom Rosenkranz von Fatima. – Im Vorraum der Sakramentskirche wurde das Allerheiligste ausgesetzt. Es begann die nächste Anbetung und das Gebet für den Frieden der Welt, für die Kirche und den Heiligen Vater, für die

Anliegen der Pilger, für Kranke und Sünder. Von 1–2 Uhr predigte einer unserer Patres jeweils zwischen den einzelnen Gesetzen des Rosenkranzes. Und die ganze Nacht hindurch war der Altar umlagert von Andächtigen, die im Staube daknieten und durch die Fürsprache der Himmelskönigin beteten und weinten für ihre eigenen Anliegen und die Anliegen der Kirche, einzelne in Wolldekken gehüllt, die meisten schutzlos dem kalten und scharfen Wind ausgesetzt. Die ganze Nacht hindurch hörten die Priester die heilige Beichte, die ganze Nacht hindurch gingen Leute auf den Knien ihren Bußweg.

In aller Frühe begannen die heiligen Messen. Um 6 Uhr war die Generalkommunion, eine der ergreifendsten Stunden in Fatima. In langen Reihen, die sich weit über den Platz hinzogen, kniete alles da im Staub, um aus der Hand der Priester den Herrn der Erde und des Himmels zu empfangen, sehr viele mit Tränen der Andacht in den Augen.

Höhepunkt und Abschluß der Pilgerfeiern war die Krankenmesse und die Schlußprozession. Die heilige Messe wurde dargebracht im Eingangsportal der neuen Kirche. In der glühenden Sonne harrte das Volk, das den Treppenaufstieg und den weiten Platz davor füllte, geduldig auf den Beginn. Eine breite Bahn in der Mitte war freigelassen für die Kranken und die Prozession. Der Prozession wurde die Muttergottesstatue aus der Erscheinungskapelle vorangetragen, es folgten die Kranken auf Traggestellen, betreut von den Krankenschwestern, und die einzelnen Gemeinschaften mit ihren Bannern. Mit freudiger Begeisterung sang das ganze Volk das Ave da Fatima: Es fand das Vaterland Rettung im Elend, die selige Jungfrau half Portugal. Ave, ave, ave, Maria. Und Tausende schwenkten zum Gruß ihre Tücher und winkten mit den Händen. Wie ein Opfer für den Allerhöchsten aus Menschenhand stieg das Bild der Himmelsmutter von einer Welle des Vertrauens getragen über das Volk hinaus empor zum Altar und wurde dort niedergesetzt als Unterpfand der Erhörung und Hilfe aus aller Not. Die Kranken wurden an ihre Plätze unter einem schützenden Sonnendach gebracht. Der hochwürdige Sekretär des Bischofs von Leiria brachte das Opfer dar. Gemeinsam betete das Volk das Bekenntnis seiner Schuld und sang das Credo der Messe. Einer unserer Patres hielt eine Predigt zu Ehren der Herrin von Fatima, der Auferstehung, dem Alleluja Portugals. Selten habe ich Menschen mit solcher Aufmerksamkeit und Ergriffenheit einer Predigt lauschen gesehen wie diese Pilger von Fatima.

Nach der Aussetzung begab sich der hochwürdige Zelebrant mit dem Allerheiligsten Sakrament hinab zu den Kranken, um jedem von ihnen den Segen des Welterlösers zu spenden, die mit gerungenen Händen und weinend um Rettung flehten. Das Volk aber betete, nein es rief und schrie abwechselnd mit dem Priester am Lautsprecher um Hilfe, jeden Ruf dreimal wiederholend: Herr, wir beten dich an; Herr, wir beten dich an; Herr wir beten dich an. Herr, wir vertrauen auf dich; Herr, wir lieben dich; du bist mein Herr und mein Gott. Rette uns, Jesus, sonst gehen wir zugrunde! Herr, der, den du liebst, ist krank. Herr, mache daß ich sehe, daß ich höre.

Kräuterweihe

Der Frühwind wispert in Kraut und Gras
An Raut' und Rispen funkelt der Tau,
Der Himmel glänzt wie gesponnenes Glas:
Die Muttergottes geht über die Au!

Ihr Schleier weht seidig im Morgenwind
Auf Goldsandalen gleitet ihr Fuß,
Es duften die Kräuter gewürzig und lind,
Das Lüftlein fächelt ihr zärtlichen Gruß.

Und wo sie wandelt, da sproßt es und blüht,
Der Tau streut Perlen ihr aufs Gewand,
Und wo sie schreitet, da duftet's und glüht
Und Morgenstille ruht über dem Land.

Da schwebt von den Türmen das Frühgeläut'
Und kündet den Tag Unserer Lieben Frau,
Und die reinste segnet Gewächs und Gekräut
Und segnet die Garben, den Anger, die Au.

Und sieh! eine Lerche steigt jubelnd empor
Und schwingt sich hinauf in das Himmelsgezelt,
Die Sonne teilt sieghaft den Wolkenflor
Und schenkt ihren Glanz der erwachenden Welt.

Josefine Moos

daß ich gehe! Mutter des Erlösers, bitte für uns! Du Hilfe der Kranken, bitte für uns! Unsere Herrin vom Rosenkranz in Fatima, rette uns, rette Portugal! Erschütternd war dieses flehentliche Rufen, Weinen und Schreien des Volkes, und man begreift es daß viele Ungläubige, die mit Gedanken der Verachtung nach Fatima gingen, als eifrige Apostel des Glaubens von dort zurückkehrten.

Nach dem allgemeinen Schlußsegen zog die Prozession mit dem Allerheiligsten, mit dem Bild der Muttergottes und den Kranken wieder zurück zur Erscheinungskapelle und zum Hospital. Es war ein unvergeßliches Bild: diese Tausende und Abertausende winkender Tücher und schwenkender Hände, die Fahnen der Prozessionen, der machtvolle und sehnsüchtige Abschiedsgesang der Pilger, die vor dem Allerheiligsten in die Knie sanken und das Bild der Herrin von Fatima umwogten, alles überstrahlt vom grellen Licht der Sonne am wolkenlosen Himmel.



Fatima ist das Symbol des Neuerwachens eines Volkes, Portugals. Man spürt seinen Einfluß im ganzen Land. Wenigstens drei Viertel aller Portugiesen waren sicher einmal im Leben schon in Fatima. Mit freudig glänzenden Augen erzählen alte Mütterchen, wie oft im Leben sie schon nach Fatima pilgerten. Hier hat das Wallfahren noch seine tief-religiöse Bedeutung. Hier schöpft die portugiesische Nation in gemeinsamem Erlebnis des Glaubens, in gemeinsamem Beten und Büßen neue Glaubenskraft und Lebensmut. Portugal, das unter seinem ebenso genialen wie tiefreligiösen Staatschef Oliveira Salazar politisch, wirtschaftlich und geistig einen unerwarteten Aufstieg nimmt, besinnt sich wieder auf seine Sendung in der Welt, die keine andere sein kann als die eines katholischen Kulturvolkes. Es gewinnt wieder jene Glaubensstärke und jenes Sendungsbewußtsein, das es im 15. und 16. Jahrhundert zu ungeheuren Anstrengungen für die Ausbreitung christlich-europäischer Kultur befähigte. Geweckt und genährt aber wird dieser Glaube durch den Geist des Opfers und des Gebetes, den das Erlebnis von Fatima in die Seelen sengt. Maria, die jungfräuliche Gottesmutter, der das Land seit seinem Bestehen geweiht ist, hat sich ihres Volkes erbarmt und das Wunder von Fatima gewirkt, die Auferstehung Portugals.

„Die Zaghaften fragen mich alle Tage, ob ich auch den Weg wisse, der zu Milch und Honig führt. Zuerst müssen sie den Weg zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit: den Weg zu Gott suchen!“

* * *

„Ein Volk, das in Wahrheit dem Herrn dient, wird das Antlitz der Erde erneuern. Die wilden Tiere werden mit dem, der Gott sucht, Frieden halten, und die Steine schließen einen Bund mit ihm.“

Was grosse Geister ueber das Beten geschrieben haben

Von A. B. in R.

Eine ganze Reihe von Nummern hindurch brachte das „Bistumsblatt der Diözese Rottenburg“ an seiner Spitze Abhandlungen über das Gebet, und das wohl ganz mit Recht; denn hier steht ein ganz wichtiges und zeitgemäßes Thema zur Rede am rechten Platz. So dürfte sich eine große Zahl der Leser auch dafür interessieren, was große Geister des deutschen Schrifttums über das Beten und das Gebet in ihren Büchern geschrieben haben. Dabei ist es interessant, daß unter den angeführten Geistesgrößen manche sind, die nicht grade in der Gefolgschaft der Frommen zu suchen sind.

Deutschlands größter Denker und Dichter Johann Wolfgang Goethe bekennt:

„So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischet,

So erfrischet das Gebet die Hoffnung des Herzens.“

Goethe ist es auch gewesen, der das Gebet als das Atemholen der Seele bezeichnet hat.

Da darf es uns nicht mehr wundern, daß auch unsere schwäbische Dichtergröße, der ideale Friedrich Schiller über das Gebet anerkennend sich vernehmen läßt:

„Ein guter Tag fängt an mit Lob und Preis; 's ist kein Geschäft so eilig als das Beten.“

Ein andermal bekennt er:

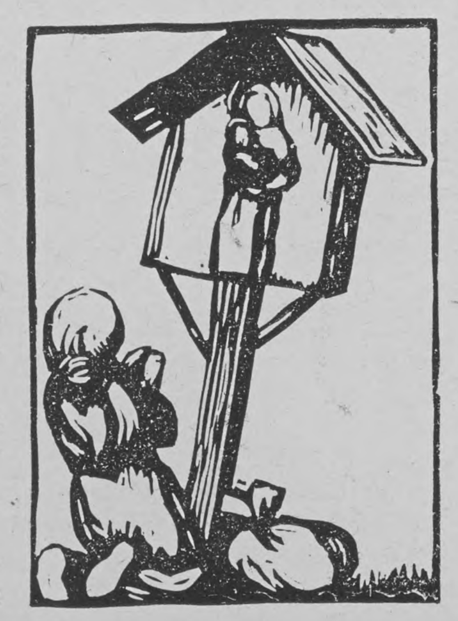
„Mit allem Frieden des Himmels überströmet das Gebet die Seelen der Frommen.“

Der mit dem Christentum zerfallene, materialistische Philosoph Ludwig Feuerbach, Onkel des bekannten Malers Anselm Feuerbach, muß trotz aller Bekämpfung des Christlichen bekennen:

„Das tiefste Wesen der Religion offenbart der einfachste Akt der Religion das Gebet.“

Der Physiker, Naturphilosoph und Dichter Theodor Fechner, der dem Christentum ebenfalls mehr oder weniger abhold war, muß dennoch gestehen: „Nimm das Gebet aus der Welt und es ist, als hättest du das Band der Menschheit mit Gott zerrissen, die Zunge des Kindes gegenüber dem Vater umm gemacht.“

Achtungsvoll gesteht der große Humorist Wilhelm Busch dem Gebete eine Wirkung zu, deren Forderung heute ganz besonders erhoben wird, indem er schreibt: „Im Gebet, dem normalen Ausdruck der Frömmigkeit, hören alle Gegensätze auf.“



Die Wertschätzung des Gebetes bringt die protestantische Breslauer Schriftstellerin Lina Morgenstern, geb. Bauer, zum Ausdruck: „Wer das Gebet in irgend einer Form wieder ins Leben zurückbringt, der wird uns Ungeheures wiedergegeben haben.“

Darum mahnt der fromme Dichter des Sachsenlandes, Christian Fürchtegott Gellert:

„Bet' oft, so wirst du Glauben halten,

Dich prüfen und das Böse scheu'n,

In Lieb' und Eifer nicht erkalten,

Und gern zum Guten willig sein.“

Selbstverständlich darf hier der fruchtbarste unter den deutschen Spruchdichtern, Friedrich Rükkert, nicht fehlen, der in der „Weisheit des Brahmanen“ auch manches übers Beten zu berichten weiß:

„Nichts Beff'res kann der Mensch hienieden tun, als treten
Aus sich und aus der Welt und auf zum Himmel beten.
Es sollen ein Gebet die Worte nicht allein,

Es sollen ein Gebet auch die Gedanken sein.
Es sollen ein Gebet die Werke werden auch,
Damit das Leben rein aufgeh' in einem Hauch."
„Du sondre stolz und kalt dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine,
Zwar Gott ist überall und nie wird in der Schar
Ihn finden, wenn er nicht bereits im Herzen war.
Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Glut erkennen!"

In Dreizehnlinden von Friedrich Wilhelm Weber heißt es:
„Erstes Recht ist recht zu beten,
Und das darf kein König wehren."

In dem Bändchen „Gedichte" gesteht Fr. W. Weber:
„Nicht viel, doch eines lernt' ich klar erfassen,
Daß auf der Fahrt im wüsten Lebensmeere
Allein Gebet und Arbeit Trost gewähre."

Ein Zitat aus den Schriften des Freiherrn Joseph v. Eichendorff möge dartun, wie sehr dieser auch für Gott und Natur begeisterte Schlesier dem Gebet das Lob spendet:
„Treu bleibt der Himmel stets dem Treuen,
Zur Erde das Ird'sche niedergeht,
Zum Himmel über Zaubereien
Geht ewig siegreich das Gebet."

Unter den neueren Dichtern sei noch erwähnt der Münchner Martin Greif, der über den Inhalt und Gegenstand des Gebets schreibt:
„Wenn dein Blick zum Himmel fleht,
Gelt' es keinem ird'schen Triebe;
Nichts erbitte dein Gebet
Als nur Glaube, Hoffnung, Liebe!"

Den Beschluß soll der neben Aristoteles gefeiertste Philosoph des Altertums machen, Plato, der sagt: Das schönste und Beste, was ein tugendhafter Mann tun kann und was die Glückseligkeit seines Lebens am meisten zu fördern vermag, ist daß er durch Gebet und Huldigung fortwährend in Gemeinschaft mit der Gottheit tritt; ja alle, welche mit Überlegung handeln, sollen beim Beginn jeglichen Unternehmens zuerst Gott anrufen."

Dein Nächster

Dein Nächster, das ist nicht der Vater allein,
Der Bruder gut und lieb Mütterlein.
Dein Nächster ist nicht nur der Blutsverwandte,
Nicht dieser Freund, nur jener Bekannte.
Dein Nächster, der lebt dir in aller Welt,
Allüberall unterm Himmelszelt.
Dein Nächster ist jeder, ob arm, ob reich,
In deines Kreises kleinem Bereich.
Dein Nächster, das ist dein Brotherr so gut
Wie jeder, der mit dir ihm Dienste tut.
Der Blinde auch, der die Drehorgel dreht,
Die alte Frau, die am Waschfaß steht;
Dein Widersacher, der dich verklagt,
Der Bettler, der um Almosen fragt.
Dein Nächster ist auch der reiche Prasser;
Der Glaubensspötter und Kirchenhasser,
Der längst an keinen Herrgott mehr glaubt;
Und der, dem das Schicksal die Heimat raubt,
Der nichts mehr als seinen Wanderstab hat;
Auch der im Spital liegt, fiebernd und matt.
Der mit der alten, geflickten Hose
Ist auch dein Nächster, der Arbeitslose;
Der Irre, den ärztliche Kunst nicht mehr heilt;
Und der selbst, der hinter Gittern weilt.
Verleugne in eitlem Stolze ihn nimmer,
Er ist, trotz allem, dein Nächster noch immer.
Und kannst du, so nimm dich seiner an,
Wie einst der barherzige Samaritan.
Bedenke: Dein Nächster ist jedermann,
Ist jeder, dem Atem von Gott und Leben,
Ist jeder, dem Menschenantlitz gegeben.

Conrad Ferdinand Meyer.

„Wer die Regungen seines Blutes behersсht, dessen Blut wird zu Herscherblut werden."

Die beste Medizin

Der brave Schulmeister Ambros Obesser liegt im Sterben. Es hilft nichts mehr, hat der Herr Doktor gesagt; in einer Viertelstunde ist alles aus und gar! Freilich meint der Todgeweihte schon seit Wochen, daß eine kellerfrische Maß Bier ihm Rettung oder doch wenigstens starke Linderung des harten Wehtums bringen könnte. Aber der gestrenge Herr Doktor hat ganz entrüstet erklärt, jeder Tropfen Bier wäre schlimmstes Gift für den Leidenden und tät ihm auf der Stell sein schwaches Lebensfünklein ausblasen.

Der arme Schulmeister hat sich hinter sein Eheweib gesteckt, hinter den Schulgehilfen, hinter jedes seiner neun Kinder, hinter die Magd, den Meßner und sogar den Pfarrherrn und jedes auf das Allerschönste gebeten, sie möchten ihm den erlösenden Trunk vermitteln. Aber alle haben der Weisung des Arztes gefolgt und dem sterbenskranken Mann, der seiner Lebtag gerne naßgefuttert hat, jegliches Schlücklein Bier verweigert.

Nun brennt schon das Sterbekerzlein. Der Herr Pfarrer hat den Schulmeister schön hinübergefertigt in die Ewigkeit, damit ihm ja nichts fehle auf dem dunklen Weg ins Jenseits und drüben erst recht nichts. Leise weinend und schluchzend und jammernd stehen Weib und Kind und Nachbarsleut am Totenbett und warten auf den bitteren Augenblick, da der Sterbende seine guten Augen zumachen wird für immer.

Die Girmindl Babett, die alterfahrene Meisterin in allen heiligen Dorfgeschäften, hält ihr abgegriffenes Betbüchlein bereit, um zur rechten Zeit, kräftig und alle bösen Mächte erfolgreich beschwörend, mit den Sterbegebeten einzusetzen, die dem Schulmeister sein Lebensrestlein erleichtern und seine brave Seele sicher in den Himmel geleiten sollen, wo er dann ewig die Orgel spielen und das Gloria singen kann, grad so meisterhaft und fromm wie auf Erden.

Man merkt es deutlich, daß es im nächsten Augenblick zu Ende gehen wird mit dem verdienstreichen Schulmann, Orgelherrn, Kirchensänger und Gemeindeschreiber Ambros Obesser, der sich plagen hat müssen sein ganzes Leben lang bei magerer Entlohnung, und schon recht gehabt hat, wann er sich jeden Abend einen ausgiebigen Dämmerschoppen vergönnt hat bei seinem Freund, dem Bräu. Was hätte denn der Mann sonst für seine Lichtblicke gehabt in diesem Tale der Tränen und Mühen!

Völlig geistesabwesend liegt Ambros Obesser auf dem Sterbelager, ganz elend und ganz müd, und gibt kein Zeichen mehr von sich. Bloß greift er hin und wieder mit seinen welken Händen wie irr auf dem Tuchent herum. Dann reißt er auf einmal ganz gach die Augen auf und schaut ganz geschreckt in eine unsichtbare, weltentrückte Ferne.

Die Frau Schulmeister schaut die Girmindl Babett an, die Babett schaut die Frau Schulmeister an, nickt zufrieden, tritt näher an das Bett und hebt an, mit geschäftigter, knarrender und schriller Stimme, die nichts verrät von einer Teilnahme des Herzens, die Sterbegebete herunterzuleiern. Mitten in der Litanei ist sie schon, und wie sie gerade den Himmel anruft, er möchte den Sterbenden schirmen vor dem „nackenden Wurm des Gewissens", wie sie schon seit bald dreißig Jahren den „nagenden Wurm des Gewissens" immer wieder aufs neue tauft, da reißt jemand ungestüm und wild die Tür des Sterbegemaches auf.

Herein stürzt der Bräu Ferdinand Wieninger, dem Schulmeister sein Freund, mit dem er so manches Mäßlein und Fäßlein geleert hat. Er hält einen überschäumenden Maßkrug in der Hand, tritt ganz nahe hin zu dem Absterbenden, schiebt alle Umstehenden von sich weg und sagt:

„Schulmeister, Ambroserl, — wanns schon dahingeht mit dir, dann ist es ein Ding! Eigens zwegen dir hab ich grad das letzte Fasserl Märzenbier anzapft! Und jetzt trinkst du noch einmal gehörig, es wird dir gut tun! Drüben in der Ewigkeit sollen sie mir ja nicht sagen, wir hätten unsern braven Schulmeister durstig fortziehen lassen von dieser Welt! — So, Ambros, trink, trink, zieh fest an! Am End schreckt sich der Tod und rennt auf und davon!"

Entrüstet will die Schulmeisterin den Eindringling, den grausamen, zurückweisen. Aber ein Bräu ist ein Bräu und merkt einen Pfifferling auf die Weibsleut. Ganz entsetzt ist die Mutter vom nagenden Wurm des Gewissens, und sie schlägt ein Riesenkreuz nach dem andern auf die Vorderseite ihrer zaundürren Körperschaft, damit sie wieder

gutmache, was der gottlose Mann da verbricht, der die Keckheit besitzt, sie mitten in allerheiligsten Gebeten zu stören und dem Tod ins Handwerk zu pfuschen.

Leiser wird alles Weinen und Jammern, denn alles wartet nun darauf, was nun der Sterbende tun werde. Ob er wirklich den Frevel auf sich laden will, seine hinfahrende Seele anzufeuchten mit einem sündhaften Trunk?

Langsam, ganz langsam und mit Aufwand der letzten Kraft dreht jetzt der Herr Schulmeister sein müdes Haupt seinem lieben alten Freund und Zeitgenossen zu, dem gescheiten und gütigen Bräu, der immer gewußt hat, was sich gehört und dem kein Mensch ein dummes Stückl nachsagen kann. Die Augen des Todgeweihten öffneten sich allmählich, leuchten auf einmal auf in einem überirdischen und wunderbaren Glanz; seliges Lächeln legt sich über seine Züge, feine Röte über das Antlitz, und die trockenen blauen Lippen bemühen sich, etwas zu sagen.

„Jetzt darf er schon in den Himmel hinein schauen!“ versichert die weise Girmindl Babett. „Jetzt möcht er schon mit den Engeln reden! — Jetzt darfst aber auf der Stell weggehen, Bräu, mit dem Teufelstrank! — Laß mich wieder hin ans Bett, daß ich seiner armen Seel hinüberhelfen kann in die ewige Glorie! Ich bin daherbestellt und nicht du!“

„Zurück!“ befiehlt der Bräu. „Zurück, alte Scheben, und laß diese Sache da unter uns Männern ausmachen! – Zurückgehst!“ ruft er noch einmal, als ihn die Gehilfin des Todes am Rockflügel packen und wegziehen will von seinem armen Spezi.

„Weg gehst mir!“ fährt er sie noch einmal an. „Der Schulmeister da ist mein Freund, und dem will ich beistehen in seiner letzten Stund! Wann er dich sieht, meint er am End, dem Teufel seine Großmutter möcht ihn holen!“ — Dann wendet sich der Bräu voll warmer Herzlichkeit wieder an seinen armen Freund: „So, Amproserl, ich bin da, der Bräu, der Ferdl! Ich hab dir was mitbracht, die allerbeste Medizin! Die hat mehr Taug wie das ewige Dokterieren und alles Apotherglump! Trink, Schulmeister, trink, laß dirs schmecken. Ein Märzenbier ist es, ganz frisch anzapft! Und wann dir niemand dieses Tröpfel vergönnt, ich vergönn dirs! Prost Ambros, Prost!“

Mühselig richtet sich der Sterbende auf aus seinem Schmerzenslager; gierig greift er mit schwachen Händen nach dem Keferloher, den ihm sein Freund und Guttäter liebevoll an den bleichen Mund führt. Wie ein Seliger faßt der Dürstende den Krug und lächelt, so glücklich, gar nicht zu sagen.

Die Frau Schulmeister, die neun Kinder, der Schulgehilfe und alle andern Schmerzerfüllten — niemand bringt es übers Herz, dem Manne die letzte irdische Erquickung zu wehren. Wie Rührung und Andacht überkommt es sie, da nun der Sterbende mit einem Male den Krug mit eigenen Händen unklammert, so daß er die Beihilfe des Bräues entbehren kann. Ganz allein vermag er die süße Last zu halten.

Dann tut der Todgeweihte einen langen, langen Zug. Immer

Gute Ratschläge

Ungereimtes in Reimen

Wer hat sich so dreist gebrüstet, | Daß es ihm an nichts gebricht; | Daß es ihn nach nichts gelüstet? | Liebe Freunde, glaubt's ihm nicht.

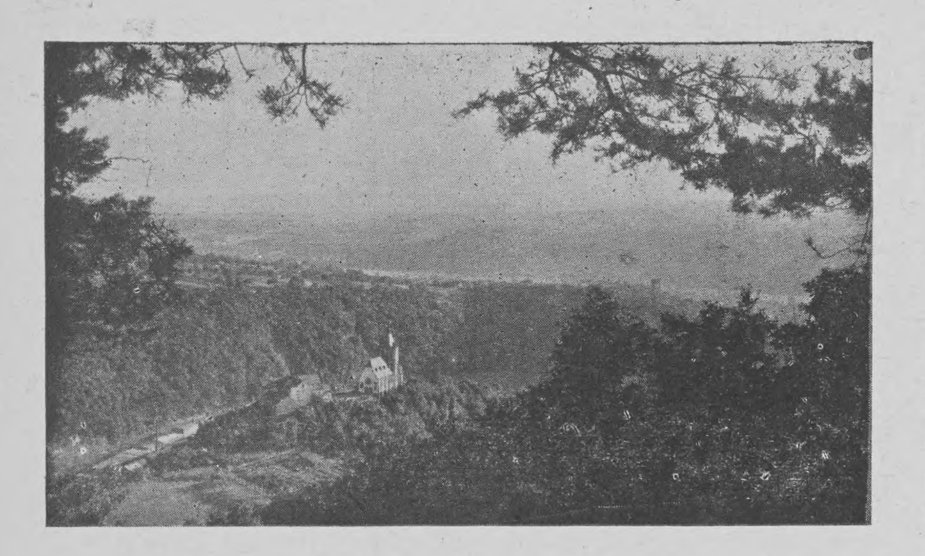
War ich es, der sich so gerühmt, | Nun, so ist's jetzo meine Plicht, | Daß ich euch allen unverblümt | Die Wahrheit sage: Glaubt's mir nicht!

Ob schön und glatt und glänzend auch der Stein, | Du kannst dir doch daran den Kopf zerschellen. | Wie trefflich auch ein Wolf mag sein, — | Dem Lamme taugt er nicht zum Weggesellen.

Ist auch der Nachbar nett und gut, | So reiße drum doch nicht den Zaun am Garten ein. | Vielleicht wird eurer Freundschaft beste Hut | Einmal noch eben diese schwache Hecke sein.

Bequemen Weg zu Gunst und Ehre | Willst du, Freund, daß ich dich lehre? | Lern Gehör den Großen schenken, | Und rede, wie sie sicher denken.

Und willst du endlich, wirr vom Weltgewühl, | Von allen krausen Wegen, | Dein ganzes Denken und Gefühl | In einen festen Brennpunkt legen, | Der alles, was dein Herz beschwert, | In warmen Flammen stark verzehrt, — | Dann senk dich ganz in Gott hinein: | Da kannst du leid- und wunschlos sein.



höher hebt er das Mundgeschirr, immer höher. Die fromme Babett traut sich fast nimmer hinzuschauen, soviel Sündhaftes spielt sich ab auf diesem Sterbelager. Ununterbrochen schlürft und schlürft der Schulmeister, bis endlich der Boden des Steinkruges ganz steil nach oben ragt und die Maß ausgetrunken ist.

Tiefbeglückt aber steht der Bräu da, wieder einmal stolz erkennend, was sein Bier Wunderkräftiges und Großes zu leisten vermag. Schon richtet sich der Schulmeister ganz riegelsam auf aus Tuchent und Kopfhaupten, reicht seinem Freund den leeren Krug mit neugewonnener Kraft zurück, überblickt mit forschenden Augen die Umstehenden und sieht die brennende Sterbekerze. Rasch netzt er Daumen und Zeigefinger der Rechten, um mit fröhlichem Griff die jämmerliche Flamme zu ertöten. Dann sagt er mit einer Stimme, die nichts mehr verrät von Sterbensnot und Todespein: „Das Licht da brauch ich nimmer, denn das Bierl hat mich wieder zusammengerichtet! Jetzt werd ich wieder. Hat mir ja nichts gefehlt wie ein gutes Masserl. Bloß der damische Doktor, der. .! — Oh, ist das eine Guttat gewesen! Jetzt hätt ich halt noch einen Planger (Verlangen) auf eine zweite Maß! Die erste Maß hat Zeitlang! Ferdl!"

Alles staunt, voraus die Girmindl Babett, die ihr abgegriffenes Betbüchl vor lauter Wut und ihr dürres Haupt schüttelt. Diese frevelhafte Auferstehung hat sie um ein schönes Sümmchen betrogen. Die Frau Schulmeister weint vor Freude. Der Herr Schulgehilfe Heinrich Windschügl aber putzt sich säuberlich seinen Zwicker und spricht mit unterrichtsüblicher Betonung: „Es sei angesichts dieses Kasus konstatiert: Ein Bier ist halt ein Bier, und man soll dem Menschen das nicht versagen, wonach es seine Natur verlangt." „Recht habens, Herr Kollega!" stimmt ihm Meister Ambros Obesser mit verjüngter Stimme bei und wendet sich an seinen Lebensretter und besten Freund, den Bräu Ferdinand Wieninger, um ihm mit aller Herzlichkeit zu danken: „Ferdl, das vergeß ich dir ewig nicht! Dein Bierl ist halt die beste Medizin und kann Wunder wirken! Das könnt noch Tote auferwecken! — So und jetzt steh ich auf!" —

— — — — — — — —

Das alles hat sich wahrhaftig zugetragen anno 1873, wie der große Wind gegangen ist, in einem wohlhäbigen Pfarrdorf zwischen Donau und Isar, das man noch zum Gäuboden rechnet. Eine geraume Zeit später, als man schrieb 1895, da ist im Herbst unser guter Schulmeister Ambros Obesser wirklich und tatsächlich gestorben. Denn dableiben darf halt niemand auf dieser buckligen Welt. Gutding zwanzig Jahrl hat also unser Mann noch leben dürfen und verdankt hat er diese reichen Gnadenjahre dem Bier, der allerbesten Medizin.

Daß diese Geschichte wahr ist, bezeugen zwei angesehene geistliche Herren; der eine trägt das Kleid des hl. Franziskus und ist ein bekannter Münchener Professor und gelehrter Schriftsteller. Der andere, sein Vetter, bekleidet eine hohe Würde in der Bischofsstadt Regensburg. Sie beide sind Enkel jenes wunderbar vor dem Tode geretteten Mannes aus Niederbayern. Und als sie mir das vor so und so vielen Jahren erzählt haben, sind wir auch gerade beim Krug gesessen und haben uns gelabt an einem Bierl, das ebenfalls hätte Wunder tun können, wann grad eins vonnöten gewesen wär.

„Wem dies Gesetz nicht lieb ist wie ein Richtstein, der ihm den Weg weist, für den will ich es zu einer dreifach geflochtenen Geißel machen: D u d a r f s t n i c h t!"



Des Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung folgt.

„Beweisen mußt du es Vater, du mußt es beweisen!“ rief das Mädchen heftig.

„Ich? ich? Ja, wie denn?“ tat der Mann bestürzt. „Du meinst wohl gar, ich soll die Lenzentochter klagen? Schau, das geht nicht. Wie du weißt, bin ich dem Lenzen-Mannl achthundert Gulden schuldig. Wenn ich die Hedwig klag, kündigt mir der Alte das Geld — und dann kann ich am End' gar zusammenpacken. Da in Planeigen krieg ich schwer ein Geld zu leihen.“

„Das wäre lange nicht das Schlimmste, wenn wir da zusammenpacken und weit fortziehen könnten. In der Fremde weiß man nichts von uns und dort könnten wir es wieder zu Ehre und Ansehen bringen.“

„Da zusammenpacken und weit fortziehen, ist leichter gesagt als getan. Wenn ich alle Schulden gedeckt hab' bleibt nichts mehr übrig als höchstens deine zweitausend Gulden, die du von der Mutter geerbt hast, und die auf dem Grund versichert sind. Dein Kapital aber gibt das Gericht nicht frei, bevor du volljährig bist.“

„Lieber tät ich in der Fremde betteln gehen, als hier in Schande und Unehr' leben und zu keinem ehrlichen Menschen hinzustehen dürfen.“

„Bißl langsam, Kind! Dein Vater sorgt alleweil für dich. Vielleichts dauert's nicht mehr lang, und du kannst dich neben die besten Leute in der Gemeinde hinstellen.“

„Wieso denn, Vater?“

„Horch einmal. Der Sigreit Klaus hat um dich angehalten. Er besitzt einen schönen Hof und macht dich zu einer angesehenen Bäuerin.“

„Was, der Sigreit? Der abscheuliche Mensch?“ rief das Mädchen empört; „den mag ich nicht, und wenn die ganze Welt ihm gehören tät, möcht ich ihn nicht.“

„Tu nicht so kindisch, Agnes“, begütigte der Vater; „schau, der Sigreit ist ein ganz netter Mann. Daß er vierzehn Jahre älter ist als du, macht nicht alles aus; mit sechsunddreißig Jahren zählt man immer noch zu den Jungen.“

„Wegen dem Alter sag ich gar nichts; aber der Mensch hat einen giftigen Blick und ein ungewaschenes Maul. Aus seinem Munde gehen mehr unsaubere Worte als saubere. Er ist ein Schacherer und Täuschler, schon manch einen armen Blüter hat er zugrunde gerichtet.“

„Das sagen die Klatschmäuler in Planeigen; aber es ist nicht wahr.“

„Vater, man braucht dem Sigreit nur ins Gesicht zu schauen, dann weiß man zu welcher Gattung er gehört . . . . Wir müssen schon recht tief in der Schande drinnen stecken, wenn so ein Mensch wie der Sigreit sich getraut, um mich anzuhalten.“

„Du schlägst die Werbung ab?“

„Ja, Vater. Lieber als den Sigreit heiraten, lass' ich mich in den Sarg nageln und eingraben.“

„Wenn du dir nicht raten läßt, kann ich dir auch nicht helfen.“

„Wohl, wohl, Vater“, schrie das Mädchen jammernd, „du könntest mir helfen, du, du allein, wenn du nur wolltest und mich ein bißchen lieb hättest.“

„Agnes, daß ich dich lieb hab' von Herzen lieb, mußt du doch wissen“, sagte er unruhig. „Schau, wie deine Mutter gestorben ist, bist du ein armes, krankes Würmlein gewesen und noch nicht zwei Jah-

re alt. Ich hab dich Tag und Nacht gepflegt, wie eine Mutter hab ich dich auf den Armen herumgetragen und dich aufgepäppelt. Auch später warst du mein Augapfel, und wenn es möglich gewesen ist, hab ich dir jeden Wunsch erfüllt. Mein ganzes Trachten geht dahin, es soweit zu bringen, daß du einmal glücklich und sorgenfrei leben kannst, wenn ich nicht mehr bin."

„Man kann nicht glücklich sein, wenn man keine Ehr' und Achtung hat bei den Leuten. Vater, ich bitt dich nur um etwas, verhilf mir zu Ehre und gutem Namen."

„Ehre und guter Name ist uns von den bösen Mäulern genommen worden; ich kann nicht dafür."

„Vater, Vater, es könnte alles wieder recht werden, wenn du g'rad' ein bißchen anders tun würdest."

„Kind, das sagst du mir? rief er in augenscheinlicher Herzensqual. „Auch du hältst mich für schuldig, du glaubst alles, was die Leute von mir reden, du hast kein Vertrauen und keine Liebe mehr zu deinem Vater. O, jetzt bin ich ganz verlassen!"

„Nicht so, nicht so, Vater," jammerte das Mädchen; „ich hab' dich gern — so gern, daß ich sterben möcht für dich, wenn ich dir ein rechtes Glück verschaffen könnt. Ich vertrau dir auch, und ich glaube ganz bestimmt, daß du unschuldig bist. Aber sieh, du könntest mir und dir helfen, wenn du so tun würdest, daß die Leute nichts mehr über dich zu reden haben."

„Das weiß ich nicht wie anstellen."

„Es ist leicht zu machen. Du darfst nur nicht immer fortgehen nach auswärts, mußt daheim bleiben, mit uns arbeiten, fleißig auf deine Sachen schauen und dich um fremde Dinge nicht kümmern. Auch den Umgang mit verdächtigen Menschen solltest du lassen und im Wirtshaus mit liederlichen Burschen keine Gemeinschaft haben; dann würden die bösen Mäuler bald stille sein, und wir kämen wieder zu Ehre und Ansehen."

Mit ängstlichem Blick schaute das Mädchen dem Vater ins Gesicht, plötzlich kniete es vor ihm nieder und flehte mit aufgehobenen Händen:

„Ich bitt dich Vater, tu' so — tu's mir zu lieb, dann hab ich dich doppelt gern."

Den Mann überkam eine tiefe Rührung. Er hob die Tochter auf, drückte stürmisch ihre Hände und sagte fast weinend:

„Agnes, du bist ein gutes Kind, du bist ebenso gut wie deine Mutter. Von jetzt an sollst du keine Klage mehr haben über mich. Ich verspreche heilig, daß ich dir folgen will."

„Du bist mein lieber, lieber Vater", jubelte das Mädchen, „und jetzt wird alles gut."

Sie gingen in die Stube hinunter zum Abendessen und plauderten dann noch eine Weile zärtlich miteinander. Vom Zyper war an diesem Abend nichts mehr zu sehen, und alles Rufen nach ihm blieb umsonst.

Am nächsten Morgen, also am Sonntag, gab es auf dem Kirchplatz im Dorf einen ungeheuren Tumult. Vor der Frühmesse hing an der schwarzen Gemeindetafel ein großes gedrucktes Plakat, auf dem eine Viehprämierung ausgeschrieben war. Nach der Frühmesse war das Plakat halb aufgerollt und darunter klebten zwei vollbeschriebene Zettel. Rechts von den Zetteln steckte eine Photographie der Lenzen Hedwig, daneben stand ein Reim. Die beiden Zettel waren zwei Liebesbriefe, die die Lenzentochter mit eigener Hand geschrieben hatte; der eine war an den Bärenwirtssohn, der andere an den jungen Hasenbauer gerichtet. Nach dem Datum lagen die Briefe ein Vierteljahr auseinander, dem Inhalt nach waren sie fast gleichlautend. Das heiratssüchtige Mädchen schrieb darin den Burschen die zuckersüßesten Schmeicheleien, trug ihnen in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken förmlich Hand und Herz an und fügte auch am Schlusse bei, daß sie schon vom Vater dreitausend Gulden und später noch mehr bekomme. Neben der Photographie war in verkünstelter Schrift folgender Knittelvers hingemalt:

„Diese Jungfrau mit der langen Nase
Sucht schmerzlich herzlich einen Bräutigam,
Und wäre es ein Bär oder ein Hase,
Es ist ihr jeder recht und lobesam.
Dreitausend Gulden zahlt sie auf der Stelle,
Wenn einer kommt und erlöst die arme Seele."

Gab das ein Gelächter, als die Dorfbuben aus der Kirche traten und die überraschende Publikation auf der Gemeindetafel sahen! Auch ein paar neugierige Mädchen drängten hinzu und lasen mit schadenfrohen Augen die Schmachschrift.

„Das hat niemand anderer getan als der Reimann-Buckel", sagte eine.

„Aber die Briefe sind von der Hedwig selbst geschrieben, ich kenn' ganz genau ihre Schrift", beteuerte eine zweite.

„Ja, ja, es ist Hedwigs Schrift, sie kann es nicht leugnen. Wer mit ihr in die Schule gegangen ist,

kennt den Zug", versicherte eine dritte.

„Himmel, wenn's der alte Lenzl sieht, platzt er wie eine Bombe vor Gift und Galle", rief ein Bursche.

„Weg da, weg da", schrie ein anderer, „ich muß mir den Reim abschreiben, dann machen wir ein Weisel dazu und singen es im Wirtshaus."

„Hahaha, hahaha", lachten ein paar Dutzend Stimmen zusammen. Der Lärm wurde immer größer.

Aufmerksam gemacht, daß mit ihnen etwas los sei, drängten auch der Hasenbauer und der Bärenwirtssohn zur Gemeindetafel hinzu. Ihre Gesichter wurden zornrot, doch ein jeder von den zweien beteuerte, von dem an ihn gerichteten Briefe nichts zu wissen. Zwar sei die Schrift der Lenzen Hedwig unverkennbar, aber sie hätten mit dem Mädchen keine Beziehungen gehabt, und die Briefe da wären nie in ihre Hände gelangt. Sodann kehrten beide der Gemeindetafel den Rücken und gingen weg, ohne sich weiter um die Sache zu kümmern. Plötzlich ertönte der Ruf:

„Da ist der Zyper. Fragt den Zyper, der weiß mehr von der Geschichte Der Zyper weiß überhaupt alles."

Andere Stimmen riefen:

„Zyper, sag's nur, du hast die Schriften da angeschlagen. Wo hast du denn die Briefe her?"

„Was für Schriften?" tat der Bucklige verschmitzt. „Ich bin kein Gemeindesekretär, und der Vorsteher hat mir noch nie aufgetragen, daß ich etwas anschlagen soll. – Was wird denn da auf der Tafel publiziert? Gibt's eine Versteigerung?"

„Ja, ja, eine Braut soll versteigert werden, aber es will niemand den Tax geben", schrie eine grelle Stimme, und wiederum erscholl stürmisches Gelächter.

Mit einem Male bohrte sich ein junger Mensch durch den Knäuel zur Gemeindetafel hin, riß die zwei Briefe, die Photographie und den Schmachvers herunter und steckte alles in die Tasche. Es war der Lenzen Sepp, ein Bruder der Verschimpften.

„Hoho", krähte der Zyper, „amtliche Publikationen darf nur der Vorsteher herunternehmen. Das ist ein Eingriff in die Amtsverwaltung und muß bestraft werden."

„Verfluchter Buckel", ergrimmte der Lenzenbub, „von so einem Zigeuner und Schelm wie du bist, lass' ich meine Schwester nicht in den Dr . . k ziehen."

Er schob sich gegen den Zwerg hin und wollte ihm einen Schlag versetzen. Dieser bückte sich aber, fuhr ihm blitzschnell mit dem Kopf zwischen die Beine und warf ihn der Länge nach ins Gras. Zugleich rief er:

„Was kümmert mich deine Schwester? Die langnasete Gans ist mir zu dumm, daß ich nur eine Hand aufhebe. Aber den Schelm zahl ich dir zurück, Bürschl, wenn wir einmal allein beisammen sind, kannst dich darauf verlassen. Ich hab niemanden etwas gestohlen, und meine Ehr' ist so viel wert wie die eines jeden Bauernsohnes."

Er drückte seinen Hut aufs Ohr und wackelte davon, schielte jedoch vorsichtig nach links und rechts, ob er keinen neuen Angriff zu gewärtigen habe. Als er gegangen war und der Lenzen Sepp sich vom Boden erhoben hatte, löste sich die Ansammlung bei der Gemeindetafel; nur kleinere Gruppen standen noch beisammen, die das Vorkommnis weiter besprachen und belachten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerede und nach dem Hauptgottesdienst war die Lenzen Hedwig schon in aller Munde; der Zyper konnte mit seinem Werk zufrieden sein.

Er kam erst während des Mittagessens nach Hause und schien auffallend guter Dinge. Einen mißbilligenden, vorwurfsvollen Blick der Agnes übersah er, und den Reimann, der heute auch bei Tische war, schaute er verächtlich an. Dieser überlegte eine Zeitlang, dann fragte er beinahe scheu:

„Zyper, gelt du hast's getan, das mit der Lenzentochter?"

„Wenn ich's getan hätte und tät es sagen, wär ich ein Narr", lachte der Bursche.

„Alle Leute zeihen dich."

„O nein Vetter, es gibt viele Leute die dich zeihen. Du hättest auch mehr Grund, so was zu tun."

„Ja, ja, immer schlagen sie auf mich. Wenn etwas Arges in der Gemeinde vorkommt, muß ich die Folgen tragen."

„Der Fuchs klagt auch über die Schlechtigkeit der Menschen, wenn sie ihn in der Stalltür einklemmen, hahaha."

Der Reimann wurde ganz still, während seiner Tochter eine jähe Röte ins Gesicht stieg. Da fiel die Ploni mit ihrer groben Stimme ein:

„Laßt das Streiten. Die Hauptsach' ist, daß die Lenzentochter ihren Schmecks bekommen hat; wer's getan hat, bleibt sich gleich. Übrigens werd' ich der

Gans noch ein extra Licht aufzünden. . . . Da, Zyper, iß, du wirst Hunger haben."

Der Bursche machte sich tapfer über die Schüssel her. Als nach dem Essen die Ploni und der Reimann hinaus gegangen waren, sagte Agnes spitz:

„Zyper, du brauchst meinem Vater gar nichts vorzuwerfen; bist selber ein schlechter Kerl."

„Wieso denn, feine Basl?" fragte er spöttisch.

„Es ist schlecht und schändlich, Briefe und Photographien zu stehlen und hintennach damit Unfug zu treiben."

„Es ist auch schlecht, falschen Argwohn und freventliches Urteil zu schöpfen. Wer sagt denn, daß ich die Briefe gestohlen hab? Unsereiner hat überall herum Freunde und Freundinnen, die einem herwärts zutragen, was man nicht gesucht hat. Weißt, Bas, nicht alle Wege sind krumm, die man nicht sehen kann. Übrigens hab ich gar nichts von der Sach als den Spaß, und du hast den Profit."

„Dank schön für den Profit. Wirst sehen, daß wir an der Sach' alle zu büßen kriegen."

„Babah, du malst dir Gespenster in die Wolken. Und heute hast du wieder einmal deine ungenädigste Stund' — darum geh' ich. Vielleicht siehst du einmal nicht so schwarz."

Er pendelte zur Türe hinaus.

Bald zeigte es sich, daß Agnesens Befürchtungen keine leeren waren. — Im Lenzenhause ging es furchtbar zu. Hedwig, das öffentlich verschimpfte Mädchen, weinte und lamentierte, ihre Brüder schalten auf sie und warfen ihr vor, daß sie mit ihrer Dummheit und Männersucht die ganze Familie in Unehr' bringe. Das Mädchen wehrte sich wie eine Katze im Sack und leugnete alles, der Vater half der Tochter, die Mutter den Söhnen. Als der Sepp, der jüngste Bub, die Briefe samt der Photographie auf den Tisch herauslegte und alles erzählte, was an dem Gemeindebrett vorgegangen war, begann Hedwig förmlich zu heulen und tat wie eine Wahnsinnige. Die Brüder schimpften noch ärger, Vater und Mutter stritten miteinander, und es war ein Lärm im Hause, als ob es an allen Ecken und Enden brennen würde. Schließlich machten die streitenden Parteien doch Frieden, und der allgemeine Zorn kehrte sich gegen die Anstifter des Unheils. Alle hielten Zyper für den Urheber des Schandstreiches, aber sie waren auch überzeugt, daß der Reimann und Agnes, seine Tochter, die Hand mit im Spiele gehabt hätten. Darum sollte die Übeltat dem ganzen Reimannhause vergolten werden.

So oft der Lenzenbauer einen Verdruß oder Zorn auf der Leber hatte, trug er ihn alsbald ins Gasthaus, um ihn dort gründlich ausrauchen zu lassen. Auch heute stampfte er frühzeitig am Nachmittag zum Ochsenwirt hinunter. Er war ein kurzes, stockiges Männlein, und in seinem ganzen Wesen lag etwas Hochtrabendes, Geschwollenes. Aus seiner Kleidung hätte man eher auf einen Städter oder Märktler als auf einen Bauern schließen mögen. Tatsächlich beschäftigte er sich weniger mit der Bauernerbeit als mit dem Viehhandel und war häufig auf Reisen. Meistens — und an Sonntagen immer — steckte er in einem schwarztuchenen, feinen Gewand, das aber ziemlich weit hinter der Mode zurückgeblieben war. Quer über sein rundes Wänstlein baumelte eine übermäßig dicke silberne Uhrkette, an der zwei in Silber gefaßte Stockzähne aus seinem eigenen Gebiß und ein silbernes Glücksschwein hingen. Ein glatt gebügelter weißer Kragen ragte tief in die Weste herein, daraus erhob sich ein kurzer Hals und darüber stand ein kugelförmiger Kopf mit dichtem, grauschwarzem Schnurrbart, der fast in den Mud hineinwuchs, mit breiter Nase, runden Äuglein und großen, buschigen Augenbrauen. Zwischen den Augenbrauen lag eine tiefe, zackige Falte, die dem Gesicht einen scharfen, fast grimmigen Ausdruck verlieh.

Als das Lenzl — so wurde das Männlein allgemein in Planeigen genannt — brummig durch die Gasse hinunterstampfte, folgten ihm bald alle durstigen Brüder und Possenjäger des Dorfes. Sie wußten gut, wenn der Lenzl im Wetter war, gab es zu lachen und umsonst zu trinken in Hülle und Fülle. Auch der Ochsenwirt verstand das Wetter und ließ gleich ein zweites Faß anschlagen und die hintere große Stube aufmachen. Bald war diese mit Gästen gefüllt. Das Lenzl saß obenan und trak Wein. Noch redete es wenig, machte aber desto tiefere Züge aus dem Glase und schaute bärbeißig vor sich hin. Nach einer halben Stunde fing es an, seine Augenbrauen heftig auf und nieder zu bewegen. Das war allemal das Zeichen, daß das Wetter die richtige Spannung hatte und nur mehr eines Anstoßes bedurfte. Den gab der Schneider Schorsch, indem er mit lauter Stimme über den Tisch hin rief:

„Die ganze Gemeinde muß sich schämen, daß bei uns ein solcher Unfug am hochheiligen Sonntag auf offener Kirchgasse getrieben werden kann. Wenn

unsere Ortspolizei nicht rein für die Katz wär, würden die Falloten und Spitzbuben längst hinter Schloß und Riegel sitzen."

„Und die Ehre von hochachtbaren Familien wäre gesichert", donnerte das Lenzl, dabei schlug es lange Zeit mit seinem großen Siegelring, den es am rechten Zeigefinger trug auf den Tisch, so daß die Stube erdröhnte.

Sogleich sprang der Ochsenwirt herzu und fragte schmeichelnd:

„Was wünscht der Herr Spiegelhofer?"

Wenn das Lenzl im Wetter war, hörte es nichts lieber, als sich beim Schreibnamen nennen und mit Herr betiteln. Es stieg wie eine Rakete und schrie:

„Der Herr Spiegelhofer wünscht einen Doppelliter auf den Tisch und einen Doppelliter auf den da und auf jenen auch einen Doppelliter."

In der Stimmung, die dem Lenzl jetzt aufdämmerte, sprach es immer im Hochdeutsch, so gut es eben gehen mochte. Bald gab es ein stürmisches Gläsergeklirr, und viele riefen:

„Der Herr Spielhofer soll leben! Leben soll er! Hoch, hoch!"

„Und alle Ehrverächter und Schundkerle sollen ausgerottet werden", krähte der Schneider.

Wiederum hämmerte das Lenzl mit seinem Siegelring närrisch auf den Tisch, dann kam es plötzlich in Zug und räsonierte:

„Wenn die Gemeinde, heißt das die Gemeindepolizei keinen Schuß Pulver wert ist, dann werd ich dafür sorgen, ich, der Spielhofer, daß die Bäume nicht in den Himmel und die Schelme nicht ins Land wachsen. Es ist weltbekannt, nein viel mehr, dorfbekannt ist es, daß alle Schlechtigkeiten in unserer Gemeinde vom Reimannhause ihren Ausgang haben. Der Alte hat lange Finger, der Buckel hat lange Finger, von der Tochter weiß man auch, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und von der Magd, oder was sie ist, red' ich gar nichts."

„Es ist auch besser, du redest nichts von der Ploni, sonst hast du sie morgen schon auf dem Genick", fiel eine lustige Stimme ein.

Helles Gelächter erscholl, andere Stimmen riefen: „Maulhalten, der Herr Spielhofer redet."

Erbost fuhr das Lenzl fort:

„Ich fürcht mich vor niemandem, ich werd' die ganze Schelmenbande ausräuchern. Wenn einer ein Notleider und Abhäusler ist, darf er seinem Guthaben keine Steine nachwerfen. Morgen künd' ich dem Reimann meine achthundert Gulden und treib ihn zur Versteigerung, dann wird die Gemeinde von einem Dieb erlöst. Kein Mensch leiht ihm mehr einen Knopf, und er kann hingehen, wo die Füchse singen."

„Es ist ja ein versichertes Kapital; auf eine Versicherung kriegt man immer Ge.d zu leihen", erscholl ein Zwischenruf.

„Das Kapital liegt nur auf dem Waldacker", schnaubte das Lenzl, „das ist eine schlechte Hypothek und hat nicht mehr halben Wert gegen früher."

„Dann tät ich nicht kündigen, Lenzl, sonst ist dir am End' das halbe Geld hin", rief eine andere Stimme.

„Ich bin nicht der Lenzl, sondern der Herr Spielhofer, und wenn das ganze Geld hin ist, verzieh' ich keinen Mund. Was schert sich unsereiner um achthundert lumpige Gulden?"

„Oh wenn man so viele Töchter und Söhne zu verheiraten hat, mag man die Hunderter schon zusammensuchen."

„Sag die Tausender, der Herr Spielhofer hat Geld wie Stroh", lärmte ein Vierter.

Die einen halfen zum Lenzl, die andern sprachen dagegen, nach jeder Rede erschollen stürmische Lachsalven, und die Lustigkeit stieg immer höher. Das Männlein hämmerte noch wütender auf den Tisch und schrie:

„Der Reimann muß aufkrachen, wenn alle achthundert Gulden zum T . . . . l gehen. Dann kauf' ich das Anwesen und schenk' es meiner Tochter Hedwig."

„Und wenn du noch dreitausend Gulden darauflegst, heirat ich die Hedwig", rief ein Bursch vom zweiten Tische.

„Hahaha, hahaha."

„Dir tät' ich keine Tochter geben, wenn ich zwanzig hätt'", geiferte das Lenzl.

„Und du hängst mir keine an unter zehntausend Gulden."

„Den Reiman bringst du nicht vom Fleck", ließ sich eine neue Stimme vernehmen. „Und vielleicht mußt du gar noch bittweise zu ihm kommen, wenn dein Bub, der Martl, die Agnes heiraten will."

„Waawawas!" kreischte das Lenzl, sprang auf; setzte sich wieder nieder und hämmerte dann eine Minute lang mit beiden Fäusten auf den Tisch.

„Macht keine dummen Späße", begütigten wie-

der einige, „die Spielhoferbuben kriegen schon andere Partien als die Betteldirn; sie können sich die besten aussuchen in Stadt und Land."

„Gar so schlecht steht der Reimann nicht", äußerte ein Bauer vom dritten Tisch. „Er hat Kredit, und ich leih ihm Geld, so viel er will."

„Du, du Hungerleider, du hast selber keines", schrie das Lenzl.

Ho, ho, wenn's darauf ankommt, tu ich immer noch zählen mit dir; aber ich mein', du kämst zu Schanden."

„Himmel Laudon, mich zrsprengt's!"

„Hahaha, hahaha."

So ging die Komödi fort, bis das Lenzen-Mannl so heiser war, daß es kein Wort mehr herausbrachte. Aber auch die Beine versagten ihm und es mußte bei einbrechender Nacht von zwei Knechten nach Hause geschafft werden.

Am nächsten Morgen hatte das Lenzl einen schweren Kopf und ein noch schwereres Herz. Es wurmte sich fürchterlich darüber, daß es sich durch seinen Grimm hatte ins Wirtshaus ziehen lassen, um dort sein schönes Geld wegzuwerfen und allen Spottvögeln im Dorf ein Theater vorzuspielen. Aber so stark kochte der Zorn noch immer in seiner Brust, daß das Männlein an diesem Tage in die Stadt fuhr und dem Reimann die achthundert Gulden gerichtlich kündigen ließ. Und das war tatsächlich ein böser Schlag für den Reimann. Da die Hypothek, auf der die achthundert Gulden lagen, sehr an Wert eingebüßt hatte, bekam er das Geld weder in Planeigen noch bei irgend einer Kasse zu leihen. Auch sein Bemühen, das Pfandrecht vom Kapital seiner Tochter freizubekommen, scheiterte, weil das Gericht die Einwilligung versagte. Tagaus, tagein war er auf den Füßen, um ein Darlehen aufzutreiben, doch immer kehrte er mit leeren Händen heim. So stand der Reimann wirklich vor dem Zusammenbruch seines Gutes.

Zweites Kapitel

Heimat ade!

Vier Wochen später, am St. Peter und Paulstag nachmittags, saß die Reimann Agnes ein paar hundert Schritte vom Hause entfernt unter einem Lärchenbaum und grübelte traurig vor sich hin. In all den vier Wochen war der Vater nicht zehn Tage daheim gewesen. Er entschuldigte sein Fortbleiben damit, daß er suchen müsse, für das gekündigte Kapital ein neues Darlehen aufzutreiben. Wohl mochte er sich um das Geld umtun; aber es war der Tochter zu Ohren gekommen, daß er wieder mehrere Nächte beim Scheibenwirt in Niederau geschwelgt und gesungen habe.

Der Reimann gab sich einem beispiellosen Leichtsinn hin. Mochte es ihm noch so schlecht gehen, er vergaß alles, sobald er in lustige Wirtshausgesellschaft kam. Das Trinken war nicht seine Leidenschaft, man sah ihn höchst selten einmal berauscht; aber er konnte zwei, drei Tage in einem Wirtshaus sitzen, namentlich wenn dort gesungen und musiziert wurde. Da tat er wacker mit, hüpfte und schnalzte wie eine Junger und ließ die Kreuzerlein springen, bis er keinen roten Heller mehr im Sack hatte. Das nötige Kleingeld zu neuen Vergnügungen beschaffte er sich dann wieder durch allerlei kleine Diebstähle, die er da und dort verübte. Auch diesmal schien er seine Fingerkünste wiederum betätigt zu haben, denn er war nicht nur viel in den Wirtshäusern gehockt, sondern hatte auch laut zuverlässigen Meldungen ein paar Tage im Landgericht sitzen müssen. All diese Nachrichten drückten wie schwere Steine auf Agnesens Herz. War dem Vater mit seinen jüngst gegebenen Versprechungen gar nicht ernst gewesen oder hatte er nicht mehr soviel Kraft, daß er irgend einen Vorsatz halten konnte? Was würde erst aus ihm werden, wenn er kein Darlehen aufbrachte und von Haus und Hof mußte? Ganz in trübe Gedanken versunken, merkte Agnes nicht, wie sich vom Hause her eine Mannesperson ihr näherte. Plötzlich wurde sie von einer grellen, speckigen Stimme angerufen:

„Reimann-Dirnl, warum tust du denn weinen?"

Agnes fuhr erschrocken in die Höhe. Vor ihr stand der Sigreit Klaus, ein wohlgebauter Mann, der aber strohgelbe Haare und rote Augen hatte, die immer unruhig flackerten und dem Blick eines andern niemals standhalten konnten. Unmutig schaute Agnes den widerwärtigen Menschen an, den ihr der Vater als Bewerber um ihre Hand namhaft gemacht hatte, und sagte schnippisch:

„Ich weinte nicht. Das Weinen ist nie mein Brauch gewesen."

„Du hast aber verweinte Augen und schaust traurig drein. Könntest einem grad erbarmen", tat er süßlich.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Der Nachwuchs im Priestertum ist von entscheidender Bedeutung. Wer soll für die Pioniere einspringen, wenn die Fahne des Glaubens ihren sterbenden Händen entsinkt und der Todesengel ihnen den Kelch aus der Hand nimmt? Wie überall, so muß auch hier junges Leben in die Bresche treten. Erfahrungsgemäß gibt es gar manche junge Männer, die nach der Krone des Priestertums Ausschau halten aber aus Mangel an Mitteln diesen Traum nicht verwirklichen können. Wer hilft ihnen zu den Stufen des Altares? Die Mitglieder der Orden geben, kraft des Armutsgelübdes, alles was sie vom Lebensunterhalt ersparen, an die Ordensinstitute ab. Aber all das langt nicht, besonders nicht in Zeiten der Geldentwertung, die alle religiösen Unternehmungen mit dem Ruin bedroht. Milde Gaben müssen hier einspringen und das Fehlende ersetzen. Deine Almosen werden uns aus der Klemme helfen. Welchen Trost wird dir später jeder Taler bereiten, den du selbstlos für Gott und Gottes Reich gespendet hast, besonders in der Sterbestunde!

Bisher eingenommen	$510.50
Anton Binder, Vancouver, B. C.	5.00
Mrs. Marg. L. Ruscheinsky, Minton Sk.	1.25
M. Hellman, Sr. Richmond, Sask.	2.00
Ein Freund	20.00
	$538.75

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.